

DIE WELTWOCHEN



Geburt einer Grossmacht

Wie die Hilfswerke die Schweizer Wirtschaft in die Knie zwangen.

Florian Schwab

Kristallfunken am Zugersee

Geburtstagsbesuch beim grossen Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann.

Matthias Matussek

«Dirty Harry» der Philippinen

Präsident Duterte: beliebtester Politiker der Welt. *Francis Pike*

Aufstand gegen Rom
Churer Domherren
trotzen dem Papst



WINTERSAISON VON 10.12.20 BIS 02.05.21



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR
CHASA MONTANA
HOTEL & SPA

SILBERSCHNEEWOCHEN

06.01– 30.01.2021

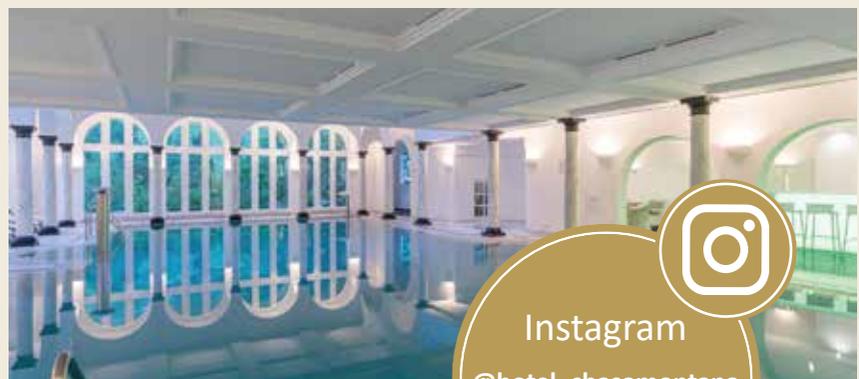
Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

Ab **CHF 798,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1517,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

dazu: CHF 50,- Gutscheine für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutscheine p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

WINTER DELUXE: Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.400 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m2 große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!



Instagram

@hotel_chasamontana
#hotelchasamontana

WINTER SPECIAL
10.12.20 – 26.12.20, 06.01.21 – 30.01.21
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

ZEGG.CH
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch

Meuthen zerlegt die AfD

Demokratie heisst Meinungsstreit, Rede und Gegenrede, Mainstream und Opposition. Nur dann kommen halbwegs vernünftige Entscheidungen zustande. Wo alle das Gleiche denken und erzählen, wird es gefährlich. Demokratie ist die Staatsform der institutionalisierten Alternativen. Wo es keine Alternativen mehr gibt, haben wir auch keine richtige Demokratie mehr.

Darum war es ein Glück für Deutschland, als vor sieben Jahren plötzlich dieser merkwürdige Verbund von liberalen Professoren, enttäuschten Bürgerlichen und «Wir haben die Schnauze voll»-Deutschen antrat, um das für sie unerträgliche Käseglocken-Polit-Kartell von Berlin aufzuknacken. Vor der Geburt der AfD hatten sich an der Spitze der Republik zwar die Regierungen abgewechselt, aber ohne dass sich an der Politik gross etwas geändert hätte.

Auf der Fieberkurve nach oben

Es stimmt, dass sich die AfD seither mehrfach häutete. Die Partei schleuderte auf einer Fieberkurve nach oben, aufgepeitscht vor allem durch die von vielen als Zumutung empfundene Flüchtlingspolitik der ewigen Kanzlerin Merkel, die mit stoischer Ungerührtheit und einem zusehends auffällig werdenden Zug ins Autoritäre ihre Politik als «alternativlos» darstellte. Diese Selbstverblendung einer Regierungschefin, die sich wie ein alternder Despot für «alternativlos» hält, hat die AfD erst recht beflügelt.

Es passierte, was in Deutschland immer passiert, wenn eine Opposition von rechts und nicht von links angreift. Das Establishment verbündet sich parteiübergreifend gegen den Eindringling, und die Journalisten bilden den schreibenden Abwehrschirm. Man einigte sich darauf, die AfD als eine Art Nazi-Partei zu verunglimpfen, was verrückt ist angesichts der unbestreitbaren Tatsache, dass die echten Nazis Angriffskriege und Völkermord entfesselten, vorgängig die Demokratie abschafften und alle ins KZ warfen, die mit diesem Zerstörungskurs nicht einverstanden waren.

Die AfD ist keine Nazi-Partei. Nichts an ihrem Programm oder ihrem Wirken in den Parlamenten rechtfertigt diesen Vorwurf, den sich

jeder geschichtsbewusste Mensch, der die Nazis und ihre Verbrechen nicht verharmlosen will, ohnehin verbieten sollte. Die AfDler sind oppositionelle Patrioten, keine Faschisten, aber sie sind für die Eliten höchst lästig, weil sie ihrer als «alternativlos» verkauften Politik eine Alternative entgegensetzen.

Mit Erfolg. Die AfD kann sich zugutehalten, dass sie gewichtige Missstände auf die Agenda wuchtete: Fehlkonstruktion Euro, Demokratie-defizit der EU, Aushebelung des Rechtsstaats im Asylbereich, steigende Kriminalität durch unkontrollierte Zuwanderung, enger werdende «Meinungskorridore» im Gefolge der Political Correctness. Darum ist die AfD für ihre Gegner ein Ärgernis. Weil sie die brenzligen Themen anders, konservativ anspricht.

Wer in die Opposition geht, nimmt immer Nachteile auf sich. Man muss das aushalten können. In Deutschland ist der Druck naturgemäss viel grösser. Es gibt die Last der Geschichte, aber es gibt eben auch den billigen Missbrauch dieser Geschichte durch die Mächtigen in Politik und Medien. Die AfD trifft die geballte Aus-

grenzung und Anschwärzung seit Jahren mit voller Wucht. Neuerdings wird die Partei vom Verfassungsschutz bespitzelt. Eine der Regierung unterstellte Behörde überwacht und in-filtrierte die Opposition. Verdächtig macht sich bereits, wer die «falsche» Gesinnung durch unvorsichtige Wortwahl an den Tag legt. Deutschland ist die weltweit wohl einzige Demokratie, die den Inlandnachrichtendienst gegen Parteien einsetzt, die in Konkurrenz zu den regierenden Parteien stehen.

Übermotivierter Deutschromantiker

Vor diesem Hintergrund machte der Co-Vorsitzende Jörg Meuthen am letzten Parteitag in Kalkar den wohl grössten Fehler, den ein Oppositionspolitiker machen kann: Anstatt die Anfeindungen der Etablierten kämpferisch zurückzuweisen, machte er sich zu deren Sprachrohr. Es war ein trauriges Spektakel. Meuthen klang über weite Strecken so, als ob er sich bei der Armada der AfD-Kritiker beliebt machen wollte. Seine Brandrede gegen «flegelhafte Provokateure», «Krakeeler», «unreife Mitglieder» oder «Verharmloser» dürfte den Verfassungsschutz in seiner spionierenden Neugier nur bestärkt haben.

Die AfD-Spitze muss aufpassen, dass sie nicht die Nerven verliert. Die Dauerkritik von aussen scheint beim nicht besonders gefestigt wirkenden Parteichef den Wunsch nach Spaltung und Selbstzerfleischung auszulösen. Man stärkt aber eine Partei nicht, indem man sie mit Stilfragen von oben auseinanderdividiert. Besser machte es Meuthens Vorgänger Alexander Gauland. Der stellte sich bei Angriffen von aussen jeweils loyal vor seinen «gärtigen Haufen», in dem heimatlose Konservative aus dem Westen und übermotivierter Deutschromantiker aus dem Osten erst noch zusammenfinden müssen.

Wem die Demokratie am Herzen liegt, hat keine Freude daran, wie Deutschlands einzige Oppositionspartei im Dreck versinkt, mit dem sie beworfen wird. Allerdings sind Parteien, für sich genommen, unwichtig. Auf die Inhalte kommt es an. Scheitert die verteuflerte AfD an sich selbst, müssen halt fähigere Leute ran. Merkels nach links gerückte CDU hinterlässt politisch eine grosse Lücke. R.K.

Eines unserer
Ziele: Dass
Patienten schnell
wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus: zum täglichen Podcast «Weltwoche Daily» gibts jetzt pointierte Meinungen zu den News.

Seit dieser Woche erscheint die *Weltwoche* mit einem neuen ausgebauten, täglichen Online-Angebot nach dem Motto Menschen und Meinungen. Von Montag bis Freitag, Punkt 6 Uhr 30, liefern wir Ihnen (www.weltwoche.ch) neben Roger Köppels Kult-Podcast pointierte Kommentare zu den wichtigsten Themen des Tages, konzentriert aufs Wesentliche, die Essenz der Essenz – unabhängig, kritisch, gut gelaunt. Testen Sie dieses Angebot bis auf weiteres kostenlos. Auf Seite 20 finden Sie übrigens zwei solcher Kurzkommentare.

Zur Verstärkung unserer Mannschaft in Bern stösst ab Januar 2021 Marcel Odermatt zur Redaktion. Odermatt ist einer der erfahrensten und profiliertesten Bundeshausjournalisten des Landes. Der 51-jährige, gebürtige Innerschweizer arbeitete viele Jahre im Politikressort des *SonntagsBlick*. Vorher schrieb er unter anderem für den *Tages-Anzeiger*. Die letzten eineinhalb Jahre war Odermatt Kommunikationsverantwortlicher der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich von Regierungsrätin Natalie Rickli. Wir freuen uns auf den neuen Kollegen und werden ihn im Januar herzlich willkommen heissen.

Wer sucht, der googelt. In Windeseile spuckt die Suchmaschine die gewünschten Antworten aus. Doch offenbar nicht nur diese. Ganz nebenbei füttert die meistbesuchte Website der Welt gezielt Inhalte, die man nicht bewusst wahrnimmt, die aber Millionen von

Nutzern in ihrem Wahlverhalten beeinflussen. Zu diesem Schluss kommt Robert Epstein. Der Forschungspsychologe aus Kalifornien hat während des letzten US-Wahlkampfes einen grossen Lauschangriff auf den Big-Tech-Giganten lanciert. Noch wertet er seine Daten aus. Bereits jetzt steht fest: Google hat bei den Wahlen interveniert – zugunsten von Joe Biden und den Demokraten. Im Gespräch mit Urs Gehrig präsentiert

Epstein Einblicke in die verdeckte Google-Operation. **Seite 40**

Bald wird jede Person in der Schweiz frei entscheiden können, ob sie ein Mann oder eine Frau ist, unabhängig von ihren körperlichen Attributen. Das Parlament wird in der Wintersession ein entsprechendes Gesetz verabschieden. Das sei absolut richtig, findet der Psychiater David Garcia Nuñez, der am Universitätsspital Basel täglich mit Transmenschen zu tun hat und sie beim Übergang in ihr Wunschgeschlecht begleitet. Im Gespräch erläutert Garcia, was man über die Hintergründe der Geschlechtsdysphorie weiss, in welchem Alter die Geschlechtsidentität feststeht und welches die herausforderndsten Patienten sind. **Seite 44**

Dieser Ausgabe liegt der *Weltwoche*-Winterzauber bei. In dem Sonderheft widmen wir uns voll und ganz dem Thema «Schenken». Wir haben siebzig Expertinnen und Experten, Unternehmerinnen, Politiker, Sportlerinnen, Autoren und Prominente aus den unterschiedlichsten Gebieten nach ihren Geschenkeempfehlungen gefragt. Zusammengekommen ist eine Fülle an beeindruckenden Ideen, die es in sich hat. Mit den Tipps des Schweizer Wissenschaftsdirektors der Nasa, Thomas Zurbuchen, des Abenteurers Reinhold Messner oder der Unternehmerin Christa Pastorini, um nur wenige zu nennen, finden Sie das richtige Geschenk bestimmt.

Ihre Weltwoche

200 Milliarden Dosen
werden pro Jahr weltweit verarbeitet.

Helfe mit der Cancan Uhr,
das Recycling zu fördern.



Die Uhrenschalen bestehen aus einer ganzen Getränkedose! www.cancan.watch

cancan
swiss watches

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



7 Unternehmen.

36 Jahre Erfahrung.

1835 Objekte.



**Blick hinter die
Kulissen – Film ab!**

Egolf Immobilien vereint sieben starke Unternehmen unter einem Dach, die Hand in Hand Wohn-, Büro-, Gewerbeimmobilien und Areale entwickeln, realisieren, kaufen, verkaufen, vermieten und verwalten. Aktuell kümmert sich das 20-köpfige Team um 1835 verschiedene Objekte – im Zürcher Oberland, im Grossraum Zürich und in der Innerschweiz.

www.egolf-immobilien.ch

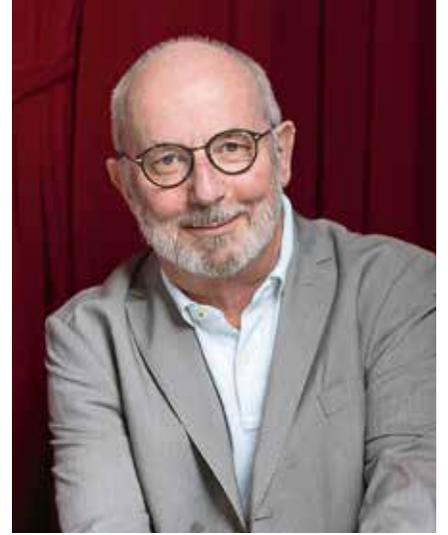
EgolfImmobilien



Beliebt: Rodrigo Duterte. Seite 26



Angriff der NGOs: Seite 16



Jubilär: Thomas Hürlimann. Seite 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Die Pandemiepolitik ist unhaltbar
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Gilles Marchand
- 10 Tagebuch
Christian Stucki, Schwingerkönig
- 13 Bern Bundeshaus
Bersets Kampf gegen Skilifte
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Geburt einer Grossmacht
NGOs gegen die Schweizer Wirtschaft
- 18 Personenkontrolle
- 18 Inside Washington Alte Normalität
- 20 Mörgeli Starjournalistin Cincia Venafro
- 20 Jetzt neu: *Weltwoche* daily
Der tägliche Meinungs-Espresso
- 21 Peter Bodenmann
Unser erfolgreiches Totenmannli
- 22 Bündner Bischofswirren
Konflikt um die Churer Bischofswahl
- 24 Wie Michael Hermann trickst
Die Methode des Star-Politologen
- 25 Katharina Fontana
Privilegien wie im Ancien Régime
- 26 Rodrigo Duterte
Der beliebteste Politiker der Welt
- 28 Deutschland
Inlandgeheimdienst gegen die AfD
- 29 Kurt W. Zimmermann
Mit 100 000 Franken sind Sie dabei

- 30 Thomas Hürlimann
Der grosse Schriftsteller wird siebzig
- 34 Vittorio Sgarbi
«Bürger, wir müssen uns erheben»
- 35 Der Lackmuestest von Alain Berset»
Der Erpressungsfall in den Medien
- 36 Louis-Dreyfus-Gruppe
Generationenwechsel mit Kyril Dreyfus
- 38 Mohsen Fachrisadeh Der Anschlag auf den iranischen Atomphysiker
- 39 Thilo Sarrazin Schwerer Abschied
- 40 Wie Google Wahlen manipuliert
Gezielte Nachrichten für Millionen
- 42 Steinerne Seele Ambris
Ode auf eine Legende
- 43 Chinas Pläne, eure Chancen
Aufbruch in eine neue Epoche
- 44 Transgender-Boom
Das schmerzende Geschlecht
- 47 Henryk M. Broder
Frohe abgespeckte Weihnachten
- 48 Leserbrief
- 49 Nachruf
Diego Armando Maradona
- 50 Beat Gygi
Reiche haben ein begeistertes Publikum

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Stephen King
Inbegriff eines Literatur-Genres
- 54 Bücher der Woche

- 57 Die Sprache Johann Ballhorn
- 58 Wichtiger als Picasso
Pop-Art-Maler Andy Warhol
- 60 Klassik Giuseppe Verdi
- 61 Games Destiny 2 – Beyond Light
- 61 Alben für die Ewigkeit
Deep Purple in Rock
- 62 Film *La vita davanti a sé*
- 63 Podcast Dick & Doof
- 63 Jazz Bill Frisell

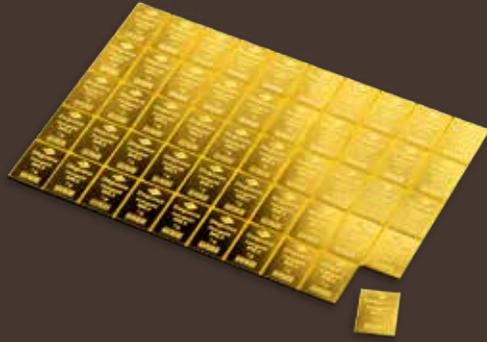
LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ...
DJ Antoine
- 72 Phänomene
Kunst der Fortbewegung
- 74 Tamara Wernli
Konservative haben besseren Sex

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Der Goldpreis ist nicht nur dieses Jahr beachtlich angestiegen. Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsätzliches Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster banken-unabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie umfassend bei Ihrer Anlage in physische Investmentbarren und -münzen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Ist die Pandemie zu Ende?

Der Bundesrat gibt dem Volk fast täglich neue Verhaltensanweisungen. Gesundheitsökonomien fordern mehr Klarheit und solidere Entscheidungsgrundlagen.

Beat Gygi

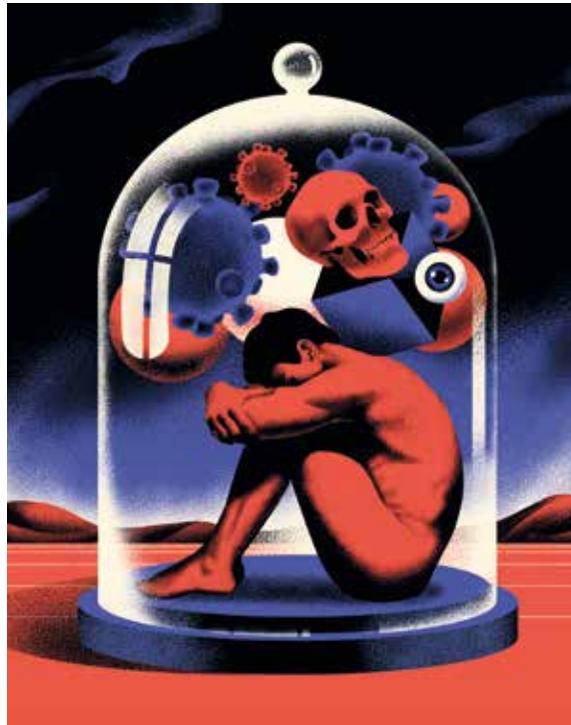
Neuigkeit am Dienstagmorgen: Bundesrat Alain Berset plane eine Mini-Quarantäne, um Weihnachten zu retten, meldete der *Tages-Anzeiger*. Bei privaten Treffen und Restaurantbesuchen sollen gemäss einem Verordnungsentwurf bis vor Weihnachten nur noch Personen aus maximal zwei Haushalten dabei sein. Der Entscheid solle nächstens fallen. Ziel: Die Fallzahlen sollen nach den Festtagen nicht wieder steigen. Vorbild schein Deutschland zu sein.

Für Silvester erwartet man vom Bund als Zückerchen die Erlaubnis einer langen Nacht, bevor es dann wieder strenger wird. Gleichentags sagte die Vertreterin des Bundesamts für Gesundheit (BAG) an der Pressekonferenz, dass die Zahl der Infektionen zwar zurückgehe, aber zu wenig stark. Die BAG-Angaben zu Infektionen, Hospitalisierungen und Todesfällen zeigen seit Mitte November alle eine sinkende Tendenz. Via Twitter kritisierte noch ein Task-Force-Epidemiologe das Parlament, das die Wahl des neuen Ständeratspräsidenten mit einem kleinen Ständchen feierte.

Einzelbeobachtungen und -erlebnisse

Das ist die Art und Weise, wie gegenwärtig regiert wird: durch Detailsteuerung anhand von Indikatoren, die jeweils gerade als geeignet erscheinen. Vor kurzem war die befürchtete Überlastung der Spitäler die zentrale Grösse, mit der die Epidemiebekämpfung begründet wurde. Die Überfüllung blieb jedoch aus, nun sind es wieder Infektionszahlen, die den Kurs der Politik prägen – unter anderem aufgrund von Tests, die fehlerbehaftet sind, und auch als Nachahmung ausländischer Praxis.

Viele Leute scheinen dies zu dulden, aber es regt sich doch Widerstand. «Man sollte keine Pandemiepolitik an Einzelbeobachtungen und -erlebnissen ausrichten», sagt Werner Widmer, früherer Vorsitzender der Leitung des Universitätsspitals Zürich und Direktor der Stiftung Diakoniewerk Neumünster. Er hat mit Konstan-



Corona ist kein Killervirus.

tin Beck, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Luzern, soeben das Online-Buch «Corona in der Schweiz» veröffentlicht (www.corona-in-der-schweiz.ch). Der Untertitel «Plädoyer für eine evidenzbasierte Pandemie-Politik» umschreibt das Ziel: Die politischen Entscheide und Massnahmen müssten solider mit Statistiken und Ursachen-Wirkungs-Erkenntnissen begründet werden, als dies seit März der Fall sei.

Nach Widmers Einschätzung haben dramatische Bilder, Berichte über fatale Krankheitsverläufe, Schilderungen aus Spitälern und Altersheimen die Politik so stark beeinflusst, dass die Verhältnismässigkeit verlorengegangen sei. Die Schweiz habe in der Krise Veränderungen erfahren, die irritierend seien, schreiben die Autoren, aber etwas habe sich kaum verändert: der Gesundheitszustand der Bevölkerung, dieser sei immer noch gleich wie vor der Krise. «Covid-19

ist keine derart tödliche Krankheit, wie dies meist dargestellt wird», meint Widmer. Corona sei kein Killervirus.

Tatsächlich zeigt sich das auch in den Statistiken zu den Todesfällen in der Schweiz. In der Altersgruppe bis 65 Jahre gab es im bisherigen Jahresverlauf bisher nicht unüblich viele Todesfälle. Bei den Menschen über 65 Jahre zeigte sich im Frühling kurz eine Übersterblichkeit und jetzt seit Oktober wieder. Bis Mitte November meldeten die Statistiker für 2020 gut 61 000 Todesfälle. Das sind knapp 2000 Fälle mehr als in der gleichen Periode 2015, die durch eine ziemlich starke Grippe geprägt war; gross sind die Unterschiede nicht. Die Statistik der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zeigt für die Schweiz seit dem Frühling übrigens null Grippetodesfälle. Ist die Pandemie zu Ende?

Jenseits aller Vernunft

Man müsse damit leben, aber das Problem, so die Autoren, bestehe darin, dass die Politiker den Menschen nicht mehr zu sagen wagten, dass man sterben

könne. Deshalb nehme man so gewaltige Kosten durch Shutdown und Ähnliches in Kauf. Konstantin Beck verweist darauf, dass die Corona-Kosten im Gesundheitssektor lediglich rund 4 Promille der gut 60 Milliarden Franken ausgemacht hätten, mit denen man deswegen die Wirtschaft belastet habe. Ein solches Verhältnis, jenseits aller Vernunft, müsse breiter diskutiert werden. Die Kosten pro gerettetes Lebensjahr seien im Fall Corona x-mal höher, als man sie im medizinischen Alltag kenne. Eine solche Pandemiepolitik könne nicht weitergeführt werden.

Was wäre besser? Beck und Widmer schlagen beispielsweise neben der Task-Force des Bundes eine zweite Beratungsgruppe vor, in der etwa Hausärzte, Heimärzte, Psychiater, Seelsorger, Ökonomen vertreten seien, «die wissen, wie die Gesellschaft funktioniert und was man mit einseitigen Massnahmen für Schäden anrichtet».

Lieber Gilles Marchand

Sie sind nicht zu beneiden. Mit einer Hand Sparprogramme durchsetzen, mit der andern einen Flächenbrand löschen, der die SRG in eine Krise gestürzt hat. Und uns Zuschauer in Verlegenheit. Meinten wir doch, die SRG sei ein Kollektiv von Softie-Männern und emanzipierten Frauen, eher links und progressiv, die sich *off the record* nie eine schlüpfrige Bemerkung leisten, geschweige denn eine tolerieren würden. Und nun erfahren wir seit Wochen, dass ausgerechnet dieser Club Méditerranée der Medien mit seinen Gentils Organisateurs von einer Verrohung der Sitten befallen ist. Glaubt man nämlich dem Instagram-Account Swiss Media Too des Frauenstreik-Komitees Collectif RTS 14 juin, dann ist in den Studios der SRG eine Heerschar von ungehobelten Machos unterwegs, die dauernd wehrlose Frauen mobben, verbal und sexuell belästigen. Viele dieser «Opfer» haben sich nun auf dem Account zu Wort gemeldet, natürlich



Ernste Miene aufsetzen, alles schockierend finden: SRG-Chef Marchand.

anonym und ohne Angabe des Jahres, in dem das Ungeheuerliche stattgefunden haben soll.

Es seien laut *Sonntagsblick* Sätze gefallen wie «Stimmt es, dass du schwanger bist?», «Aber wem gehört denn dieser Arsch?», «Salü, Sexbombe», «Schau mal das schöne Chassis!». Unerhört. Schweinisch. So etwas tolerie-

ren wir vielleicht beim Gucken einer TV-Sitcom oder einer welschen Humorsendung, wo stets leicht unter der Gürtellinie operiert wird. Aber doch nicht hinter dem Bildschirm! So reden doch Medienleute nicht.

Zum Glück wissen Sie, wie man auf einen feministischen Shitstorm reagieren muss: ernste Miene aufsetzen, alles schockierend finden, an exemplarisches Verhalten appellieren und Experten berufen. Wenn Sie jetzt nur ein bisschen Zweifel anmelden oder gar andeuten würden, diese Kampagne sei ein bisschen überrissen, kämen Sie sofort in Verdacht, selbst ein alter, weiser, sexistischer Macho zu sein. Und diese Schmach sollten Sie sich wirklich ersparen.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Christian Stucki



Bei uns im Seeland heisst Herbstzeit Nebelzeit. Wir hocken in einer Suppe. Die Sonnenstrahlen muss man förmlich suchen. Darum war ich mit der Familie kürzlich im Berner Oberland, auf der Engstligenalp, wo uns die Sonne einen Lichtblick bescherte.

Freuen kann ich mich ausserdem, wenn unsere *Giele*, fünf- und siebenjährig, von der Schule heimkommen und von ihrem Tag erzählen. Natürlich finden sie nicht alles super, sondern auch mühsam, wegen Corona. Ich musste schmunzeln, als sie berichteten, dass im Turnen Ballspiele nicht mehr erlaubt seien, dafür aber Gruppen-*Fangis* – wieso auch immer.

Was gerade gilt, wer recht hat und wer nicht, finde ich in dieser Zeit schwer zu sagen. Meinen Kompass habe ich völlig verloren. Mir scheint, es geistern zu viele Widersprüche herum.

Gekocht habe ich schon immer, gerne und oft. Im Shutdown begann ich, Brote zu backen. Rund zweimal pro Woche, und zwar mehr als nur einen Sonntagszopf. Bei mir gibt es Ruchbrote, Sauerteigbrote – je nach dem Mehl, das ich habe.

In unserer Nähe liegt ein gutes Mehlstübli, wo ich verschiedene Mischungen bekomme. Mein Trick: anständiges Mehl, und dann den Teig nicht nur zwei Stunden, sondern etwa zwölf Stunden aufgehen lassen. Das macht einen Riesenunterschied.

Bei uns kommt kein Samichlaus, das begeistert unsere *Giele* nicht. Trotzdem kommen wir langsam in Weihnachtsstimmung. Die Beleuchtung habe ich montiert, seit dem 1. Dezember brennt sie. Und

meine Schwester bastelte den Jungs schöne Adventskalender.

Wie wir Weihnachten feiern werden, wissen wir noch nicht. Das entscheiden wir situationsabhängig. Mit meiner Familie würde die Zehn-Personen-Regel reichen, mit der Seite von meiner Frau müssten wir gestaffelt zusammenkommen.

Abschalten kann ich, sobald die Kinder im Bett sind. Dann diskutiere ich gerne mit meiner Frau vor dem Cheminéefeuer. Oder wir schauen eine Serie. Zuletzt war es «24».

Was die nächste sein wird, wissen wir noch nicht. Sobald uns eine gefällt, besteht die Gefahr, dass wir fast nicht mehr davon loskommen. Wir müssen uns dann zwingen, abzuschalten. Sonst hocken wir die ganze Zeit vor der Kiste.

Wir planen Skiferien im Februar, auch wenn ich mehr schlecht als recht Ski fahre. Zwischen Weihnacht und Neujahr haben wir keine Zeit. Ich arbeite als Chauffeur in der Lebensmittelbranche, zu 60 Prozent. Im Dezember *büezen* wir voll. Über Weihnachten kann ich zwei, drei Tage freimachen. Vor Neujahr herrscht wieder Rambazamba.

Unsere Lieblingsferien verbringen wir im Herbst. Jedes zweite Jahr verreisen wir nach Formentera. In einem Zwischenjahr, wie jetzt, denkt man sich bei jedem Föteli, das man auf Instagram oder Facebook von der Insel sieht, es wird langsam wieder Zeit.

Ich bin polysportiv. Vereinzelt spiele ich Tennis, wenn auch nicht besonders gut. Ich hor-nusse nebenbei, früher spielte ich Fussball. Das machen meine *Giele* heute auch. Der ältere spielt im Fussballklub, entweder als Goalie oder als

Stürmer. Ich war damals Sturmtank, kein wendiger Dribbler, wie Maradona es war. Sein Tod ist tragisch, aber nicht überraschend – bei seinem Lebensstil.

Mein Idol war er nicht, ich habe keine grossen Erinnerungen an ihn. Statt die Nummer zehn wollte ich immer die sechs tragen. Ich war ein grosser Georges-Bregy-Fan. Was er für mich war, sind für meine *Giele* heute die YB-Spieler. Ihre Vorbilder sind Marco Wölfli, Kevin Mbabu, der mittlerweile in Wolfsburg spielt, Miralem Sulejmani oder Christian Fasnacht.

Mein Alltag änderte sich mit Corona stark. Mein Hauptproblem ist, dass ich nicht mehr schwingen kann. Stattdessen trainiere ich zweimal pro Woche mit meinem Trainer in Beromünster, zweimal daheim mit meiner Frau.

Zusammen machen wir ein Home-Workout, den «Digital Burn Express». Sehr empfehlenswert. Jeder kann mitmachen. Das geht eine Dreiviertelstunde voll auf die Pumpe. Ein Ganzkörpertraining mit Kraft und Ausdauer. Wir platzieren dafür unsere *Mätteli*, dazu Kettlebells, und dann hüpfen wir vor dem iPad rum.

Während des Shutdowns modelte ich meine Garage zum Krafraum um. Irgendwann verging mir die Lust, schwere Gewichte rumzuhieven. Jetzt setze ich auf das digitale Training, um bei den grossen Festen, dem Kilchberger und dem 125-Jahr-Jubiläums-Schwinget, voll bereit zu sein.

Christian Stucki ist amtierender Schwingerkönig.

The Spotlight Squad

Charlize Theron
Misty Copeland
Yao Chen



CHRONOMAT


BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH





VIP-Arrangement im Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin» Klosters' neues Highlight

In neuem Glanz erstrahlt das frischrenovierte Vier-Sterne-Superior-Hotel «Piz Buin» im Herzen von Klosters. «Ankommen und wohl fühlen», heisst hier die Devise. Der perfekte Zeitpunkt für Naturfreunde, Wintersportler, Geniesser und Verliebte, diese alpine Perle zu entdecken!

Im Zentrum von Klosters, direkt an der Landquart und nur wenige Gehminuten vom Bahnhof und von der Gotschna-Parsenn-Bergbahn entfernt, empfängt das Hotel «Piz Buin» seine Gäste. Der Gastgeber Jean-Claude Huber und sein Team machen das Vier-Sterne-Superior-Haus zu einem traumhaften Refugium. Hier dominiert der Alpenchic: Es erwarten Sie grosszügige, komplett erneuerte Zimmer mit eigenem Balkon und traumhaftem Ausblick auf die Bündner Bergwelt.

Von der umfassenden Renovation profitierte auch der grosszügige Spa-Bereich. Die Saunalandschaft mit Bio-Sauna, finnischer Sauna, Dampfbad, Erlebnisduschen, Fussbädern und Ruheraum wurden um einen Fitness- und Wellnessbereich mit Himalaja-Salzraum sowie ein Hallenbad inklusive Whirlpool ergänzt.

Auch kulinarisch zählt das Hotel «Piz Buin» zu den angesagten Adressen. «Bär's Café Bistro» ist ein beliebter Treffpunkt für Snacks, Kaffee und Kuchen oder einen gemütlichen Aperitif. In «Bär's Restaurant» werden exquisite Fleischspezialitäten serviert, begleitet von erlesenen Tropfen aus dem hauseigenen Weinkeller. Legendar sind die Abende in der schicken «Grizzly's Bar».



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im Hotel «Piz Buin» Klosters

Leistungen:

- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet
- Grosszügiges Zimmer mit Balkon und Bergsicht
- Welcome-Prosecco und hausgemachter Flammkuchen an der Hotelbar
- Skipass Parsenn/Jakobshorn für 2 Tage
- Nutzung von Spa und Wellnessbereich
- Tiefgaragenplatz

Spezialpreise (pro Person):

Studio Alpenchic Fr. 492.– (statt Fr. 618.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 081 423 33 33 oder per E-Mail an info@pizbuin-klosters.ch. Bitte das Kennwort «Weltwoche» angeben.

Bedingungen:

Gültig nach Verfügbarkeit jeweils von Sonntag bis und mit Donnerstag, 13. bis 17. Dezember 2020, 3. bis 28. Januar 2021 sowie 7. bis 26. März 2021. Buchbar bis einen Tag vor Anreise. Kostenlos stornierbar bis 72 Stunden vor Anreise.

Veranstalter:

Hotel «Piz Buin» Klosters
Alte Bahnhofstrasse 1, 7250 Klosters
www.pizbuin-klosters.ch

Bersets Kampf gegen Skilifte

Die Schweizer Skigebiete versuchen verzweifelt, das Weihnachtsgeschäft zu retten. Aus Rücksicht auf die Nachbarländer will der Gesundheitsminister weitere Einschränkungen.

Eigentlich ist alles gerüstet für den Start in die Wintersaison im kleinen, aber feinen Walliser Skiort Blatten-Belalp. Die Corona-Infektionszahlen gehen im ganzen Kanton seit Wochen zurück, und wenn in den kommenden Tagen auch noch – wie vorausgesagt – genug Schnee fällt, kann das Weihnachtsgeschäft langsam anlaufen. «Der grösste Unsicherheitsfaktor ist derzeit der Bundesrat», meint Franz Ruppen, SVP-Nationalrat und Präsident von Naters, der Territorialgemeinde des kleinen Skiortes.

Denn der Schweizer Gesundheitsminister Alain Berset möchte wenige Tage vor Saisonbeginn plötzlich die Spielregeln ändern. Er will die Massnahmen verschärfen und hat vergangene Woche eine neue Verordnung bei den Kantonen in die Vernehmlassung geschickt. Ausgehend von den Durchschnitts- und Spitzenzahlen der letzten Jahre, soll demnach nur eine limitierte Anzahl von Skifahrern auf den Pisten zugelassen werden. Ruppen hält das für Unfug. «Wie sollen die Bahnen kontrollieren, wie viele Skifahrer sich im Skigebiet aufhalten?», fragt er. Weitere Einschränkungen soll es auch für die Restaurants bei den Öffnungszeiten geben, Self-service soll gar verboten werden.

Berset schiebt auf das Ausland

Die Branche ist aufgebracht. «Diese Verschärfungen müssen wir verhindern», sagt Hans Wicki, FDP-Ständerat und Verbandspräsident von Seilbahnen Schweiz. Momentan wird auf allen politischen Ebenen um Konzepte gestritten. Wie es weitergeht, bleibt in der Schwebe, so viel lässt sich auch aus den zaghaften Aussagen von Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) gegenüber der *Weltwoche* herauslesen. «Im Moment geht der Bundesrat zusammen mit den verantwortlichen Kantonen davon aus, dass die Skigebiete mit strengen Schutzkonzepten wenn möglich offen bleiben können», so Parmelin. «Sollte sich die Situation verändern, kann der Bundesrat jederzeit auf seine Entscheidungen zurückkommen.»

Nicht die aktuellen Covid-19-Infektionszahlen, sondern der Druck aus den umliegenden EU-Ländern haben zum Stimmungswandel



Als drohe ein zweites Ischgl: Blatten-Belalp.

bei Gesundheitsminister Berset geführt. Bis letzte Woche genügten die von den Seilbahnunternehmen entwickelten Schutzkonzepte für die Wintersaison dem Bundesamt für Gesundheit (BAG). Sie wurden «sogar für sehr gut befunden», sagt Wicki. Aber dann liess der italienische Ministerpräsident Giuseppe Conte verlauten, die Skigebiete sollten europaweit bis zum 10. Januar geschlossen bleiben. Sofort stellten sich die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel und der französische Staatspräsident Emmanuel Macron hinter diesen Plan.

Seither telefoniert Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga die Minister der umliegenden Länder eifrig ab, um sich fast dafür zu entschuldigen, dass die Schweiz bei diesem Plan nicht mitmacht – jedenfalls vorläufig. Derweil will Parteikollege Berset ebenfalls aus Rücksicht auf die europäischen Empfindlichkeiten die Massnahmen verschärfen. Die Schweiz ist bisher nur deshalb nicht total eingeknickt, weil sich die Österreicher den Plänen von Conte, Merkel und Macron widersetzen.

«Wir sollten nicht Massnahmen ergreifen, weil es Druck aus dem Ausland gibt, sondern um Vertrauen zu schaffen», warnt der Präsident des Schweizer Tourismusverbandes, CVP-Nationalrat Nicolo Paganini. Die SVP will die Berset-Pläne im Parlament stoppen. Am Montag lancierte der Zürcher SVP-Nationalrat Thomas Matter einen ersten Angriff. Die Schweizer Berg- und Sportbahnen, die Gastronomie sowie die Hotellerie seien für die kommenden

Festtage auch unter erschwerenden Covid-19-Massnahmen gut gerüstet, argumentierte Matter. «Es wäre gegenüber der gesamten Bergregion unverantwortlich, jetzt den Wintersport mit weiteren Auflagen zu belasten oder ganz und gar zu verbieten», gab er zu verstehen. Pech für Matter war, dass sein Ordnungsantrag dem Parlamentsgesetz widersprach und er diesen zurückziehen musste. Sein Oberwalliser Parteikollege Franz Ruppen doppelte mit einer dringlichen Interpellation nach, die in die gleiche Richtung zielt, sprich: keine weiteren Einschränkungen für Wintersportgebiete.

Das Problem der Bergbahnen sind nicht nur wankelmütige Bundesräte, sondern auch die Medien, die sich als Corona-Polizei aufspielen. Schon im November machte das Boulevardblatt *Blick* mit Bildern von Skifahrern, die dichtgedrängt bei den Talstationen in Zermatt anstanden, Stimmung gegen Ferienorte. Touristen würden die Pisten in Massen stürmen – als drohe ein zweites Ischgl. In der letzten Skisaison hatten sich in der Tiroler Après-Ski-Hochburg zahlreiche Touristen mit dem Coronavirus infiziert.

ZÜRICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG
BEIJING | HONG KONG | DENMARK

Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.
To meet both
your personal and
corporate needs.

BIL
1858

BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE

www.bil.com/swisstradition

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Denken die Kollegen vom *Tages-Anzeiger* ans Jahresende, wird ihnen wind und weh: «Die Krise ist immer noch da, härter gar als im Frühling, doch Entscheidendes wird sich ändern. Simonetta Sommaruga als Bundespräsidentin läuft am 31. Dezember ab.»

Nun ist in der Schweiz noch jedes Jahr ein Bundespräsident abgetreten, selbst in Weltkriegszeiten, ohne dass sich Entscheidendes geändert hätte. Wie auch? Der Bundespräsident ist ein Bundesrat, der seinen Kollegen an Sitzungen das Wort erteilen darf. Das ist kein Stoff für grosse Tragödien.

Der *Tages-Anzeiger* schafft es immerhin, ein Melodrama draus zu machen. «In dieser schwierigen Phase übernimmt nun Guy Parmelin und soll uns wieder Vertrauen einflössen. Kann er das? Papa Parmelin?»

Die Frage wird gründlich erörtert. Experten werden befragt und Studien konsultiert, ehe das Fazit folgt, das von Anfang an feststand: Entscheidend sei, wie die Pandemie verlaufe. Was soll ein Bundespräsident allein auch ausrichten können?

Vorgetragen wird das Ganze im branchenüblichen Spott, den Parmelin seit Tag eins im Bundesrat begleitet. Er spreche «langfädig, ausufernd, eher schlingernd als schleppend», urteilt der *Tages-Anzeiger* kritisch. Es wirkt unfreiwillig komisch: Obwohl inhaltlich so vorhersehbar, erstreckt sich der Artikel über eine ganze Zeitungsseite.

Am Samstag hat die CVP den «Himmelsanker des Politisierens» gelichtet (*NZZ*). Dieser Anker war das C, das die CVP mit ihrer katholisch-konservativen Herkunft verband. Der neue Name lautet «Die Mitte».

Präsident Gerhard Pfister, eigentlich ein Konservativer, bewies damit ein gutes Gespür für die Stimmung in den Stammländern der Partei. Am Sonntag scheiterte die Konzerninitiative am Ständemehr, weil sie in den katholischen Kantonen der Zentralschweiz keine Chance hatte. Die CVP hatte die Vorlage bekämpft, während prominente Bischöfe dafür gewesen waren.

Das Resultat muss den Geistlichen zu denken geben. Wenn sogar die CVP mehr Menschen erreicht als die katholische Kirche, läuft dort etwas schief. Hinzu kommt: Der Notausgang, den Pfister durch die Fusion mit der BDP

Wenn eine so linke Vorlage so erfolgreich ist, hatte sie viele bürgerliche Befürworter.

wählte, ist den Bischöfen verschlossen. Eine Fusion mit den reformierten Konkurrenten bleibt unmöglich, auch wenn diese ebenfalls tüchtig für die Konzerninitiative warben.

Die FDP reihte in kantonalen Wahlen zuletzt Niederlage an Niederlage. In Basel setzt sich der Trend fort. Schon im Oktober musste die FDP drei von zehn Grossratsitzen abgeben. Nun fliegt sie aus der Regierung.

Auf kommunaler Ebene sieht's ähnlich düster aus. In Bern schnitt die Partei am Sonntag schlecht ab. In St. Gallen geht das Stadtpräsidium von der FDP an die SP über. Es war die letzte grosse Stadt, wo noch ein Freisinniger dieses Amt innehatte.

Die FDP leidet vor allem am Aufschwung der Grünliberalen. Genau das hatte Präsidentin Petra Gössi verhindern wollen, als sie der Partei

vor der Nationalratswahl 2019 einen grünen Anstrich gab. Die Strategie verfehlte ihren Zweck. Linksliberale bevorzugten immer noch die GLP, während Rechtsliberale auf die SVP ausweichen können.

Im unwahrscheinlichen Idealfall sind die Resultate ein Weckruf. Die FDP war immer dann erfolgreich, wenn sie selbstbewusst für ihre Überzeugungen eintrat. Das beste Wahlergebnis der Nachkriegszeit erzielte sie mit dem Slogan «Mehr Freiheit, weniger Staat». Die Allianzen mit links, als «Koalition der Vernunft» schöngeredet, führten dagegen zuverlässig zu Verlusten.

Die Wirtschaftsvertreter entdeckten im Abstimmungskampf um die Konzerninitiative die fremden Richter als Feindbild. Es sei unangemessen, Schweizer Recht in anderen Ländern anwenden zu wollen, hiess es in mahnenden Stellungnahmen. Von Kolonialismus war die Rede.

Interessanterweise haben dieselben Wirtschaftsvertreter kein Problem, das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union zu akzeptieren. Dass sich die Schweiz damit faktisch dem Europäischen Gerichtshof unterstellen würde, nehmen sie hin.

Solche Scheinheiligkeiten haben zum Volksmehr für die Konzerninitiative beigetragen. Wenn eine so linke Vorlage so erfolgreich ist, hatte sie viele bürgerliche Befürworter. Die sind kaum bei der FDP zu finden. Eher schon unterstützten SVP-Anhänger die Initiative aus Trotz. Sie waren es leid, für die Konzerne ein weiteres Mal in die Bresche zu springen, nur um bei der nächsten Abstimmung über Europapolitik wieder alleingelassen zu werden.

Gutes tun tut gut.

Jetzt
tatkraftig
mithelfen



UBS Helpetica

Das Freiwilligen-Netzwerk für mehr Nachhaltigkeit.

ubs-helpetica.ch

Umwelt – Bildung – Soziales – Unternehmertum



Geburt einer Grossmacht

Schwache Gegner, viel Geld und eine hervorragende Kampagne: Wie die NGOs die Schweizer Wirtschaft in die Knie zwangen.

Florian Schwab

Es ist ein Abstimmungssonntag für die Geschichtsbücher: Eine linksgrüne Volksinitiative hat 50,7 Prozent Ja-Stimmen beim Volk erreicht. Nur die Verfehlung des Ständemehrs verhindert, dass die Unternehmensverantwortungsinitiative, bekannter unter dem Kampfbegriff «Konzernverantwortungsinitiative», zum Verfassungsbuchstaben wird.

Das Aufatmen in den Teppichetagen der Konzerne ist deutlich hörbar. Noch vor kurzem befürchteten führende Wirtschaftsvertreter ein doppeltes Ja. Aus ihrer Sicht ist es gerade noch einmal gutgegangen: keine Schweizer Gerichtsbarkeit für die ganze Welt, keine absurden Haftungsregeln, keine Prozesslawine. Die Erleichterung über den Zittersieg ist verständlich, aber zu kurz gedacht.

Globale Klageindustrie

Denn kommunikativ hat das Lager der Wirtschaftsvertreter verloren. Das zeigt schon die Tatsache, dass führende Gegner der Initiative selbst in der Stunde des Sieges immer wieder betonten, wie sehr sie das vorgebrachte Anliegen der Initiative eigentlich unterstützten. Die Wirtschaft und ihre Hausmacht im Parlament ist den Initianten denn auch mit ihrem Gegenvorschlag weit entgegengekommen, hat sich vor deren Zielen quasi verneigt und ist jetzt mit Mühe und Not über die Ziellinie gekommen.

Da verwundert es, dass die Initianten ihre Grosstat nicht offensiver feiern. Überwiegt vielleicht die Enttäuschung, dass nun doch kein neuer Geschäftsbereich in Form einer professionellen globalen Klageindustrie entstehen kann? Dass also die Tresore der Schweizer Firmen verschlossen bleiben?

Um die Dimension des Triumphs ermessen zu können, lohnt sich ein Blick auf das Jahr 1984. Damals hiess der operative Kopf der heutigen Konzerninitiative noch «Erklärung von Bern» und versuchte sich erstmals an einem Volksbegehren. Die Volksinitiative «Gegen den Missbrauch des Bankgeheimnisses und der Bankenmacht» scheiterte mit 73 Prozent



War das erst der Anfang?

Nein-Stimmen. Jetzt hat dieselbe Organisation fast ein Ja herausgeholt.

Dieser Fortschritt ist eine politische Meisterleistung. Oder, wie es Andreas Hugi, Mitgründer der Berner Kommunikations-

Die Mittel der NGOs stammen zum Teil aus steuerbefreiten Spenden und aus Geldern der öffentlichen Hand.

agentur Furrer Hugi ausdrückt: «Es war eine total emotionalisierte und populistische Kampagne, aber äusserst effektiv.» Dafür sind die Nichtregierungsorganisationen praktisch vereint in den Schützengraben

gestiegen. 114 von ihnen haben die Initiative unterstützt. Angefangen beim WWF, weiter zu Caritas und Greenpeace, Terre des Hommes, Brot für alle, Helvetas, Pro Natura. Auch die Stiftung für Konsumentenschutz und die Operation Libero waren mit an Bord. Sogar die Kirchen liehen ihre moralische Autorität dem Anliegen.

Dieses Mega-Netzwerk hat nach Schätzungen des *Tages-Anzeigers* etwa 13 Millionen Franken aufgewendet. Bisher war man bei wichtigen Vorlagen Kampagnen im mittleren einstelligen Millionenbereich gewohnt. Insofern hat die Initiative ein neues Register gezogen. Die Wirtschaftsverbände sind als finanzstärkste Akteure in der politischen Arena entthront. Ihre finan-

zielle Übermacht haben die Initianten geschickt kaschiert. Bis heute dürfte es in der Öffentlichkeit grösstenteils nicht durchgedrungen sein, dass Brot für alle und Pro Natura über eine besser geölte Kampagnenmaschine verfügen als Economiesuisse und Swissholdings.

Die finanziellen Mittel der NGOs stammen teilweise aus steuerbefreiten Spenden und aus Geldern der öffentlichen Hand. Das ist eine heikle Konstellation, denn sowohl staatliche Zuwendungen als auch die Steuerbefreiung von Spenden kommen einer Subventionierung der NGOs durch den Steuerzahler gleich. Terre des Hommes, eine der federführenden NGOs bei der Konzerninitiative, erhielt im letzten Jahr 2,43 Millionen Franken von der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit (Deza) aus dem Eidgenössischen Departement des Äusseren, dazu über 400 000 Franken von Kantonen und Gemeinden. Die ebenso stark involvierte Swissaid erhielt letztes Jahr 6,34 Millionen von der Deza. Und Helvetas, die ebenfalls für die Initiative weibelte, erhielt gar rund 100 Millionen von der öffentlichen Hand.

862 019 Franken für die Geschäftsleitung

Kein Wunder, verdienen auch die Spitzenleute der neuen politischen Streitmacht sehr gut. Dem Jahresbericht 2019 von Public Eye ist etwa zu entnehmen, dass für 27,5 Vollzeitstellen ein Personalaufwand von 3,5 Millionen Franken anfiel – das ergibt durchschnittliche Kosten von 127 000 Franken pro Vollpensum. Ähnlich komfortabel sieht es bei Alliance Sud aus, einer weiteren stark für die Konzerninitiative engagierten NGO. Hier werden für 12,8 Stellen 1,96 Millionen Franken aufgewendet: 154 000 Franken pro Kopf. Bei Pro Natura erhalten die sechs Mitglieder der Geschäftsleitung zusammen 862 019 Franken – gut 143 000 Franken pro Person. Bei der Caritas beträgt der durchschnittliche Lohn für die Chefetage ebenfalls rund 155 000 Franken. Direktor war bis Oktober 2020 der frühere CSP-Nationalrat Hugo Fasel. Bei Helvetas werden pro Geschäftsleitungsmitglied sogar über 200 000 Franken bezahlt. Der WWF vergütet seinen Direktor mit 180 000 Franken im Jahr. Bei Greenpeace gibt es 157 000 Franken für die Geschäftsführerin.

Auch im Parlament haben die NGOs eine starke Lobby, teilweise mit vergüteten Mandaten. So präsidiert die SP-Nationalrätin Ursula Schneider Schüttel den Verband Pro Natura. Dem Beirat der Caritas gehören die Nationalräte Sibel Arslan (SP), Rosmarie Quadranti (BDP), Tiana Angelina Moser (GLP) und Laurent Wehrli (FDP) sowie Ständerätin Géraldine Savary (SP) an. Bei Swissaid amtiert Nationalrat Fabian Molina (SP) als Vizepräsident. Weiter im Stiftungsrat sitzen die Nationalräte Claudia Friedl (SP), Matthias Aebischer (SP), Corina Gredig (GLP), Barbara Gysi (SP) sowie Ständerat Carlo Sommaruga (SP).

Es würde aber zu kurz greifen, den Kampagnenerfolg der Konzerninitiative allein der prallgefüllten Kriegskasse und der politischen Vernetzung zuzuschreiben. Aus Sicht der politischen Kommunikation ist den Initianten ein generalstabsmässig und von langer Hand geplanter Coup gelungen. Gemäss der Analyse von PR-Profi Andreas Hugi haben die Initianten das Thema emotional aufgeladen und besetzt. «Niemand hängt eine orange Fahne für eine politische Sachfrage aus dem Fenster – das machen die Leute nur, wenn sie sich zu einem übergeordneten Grundanliegen hingezogen fühlen.» Sowohl in den Regionen des Landes als auch im digitalen Raum hätten die Initianten «eine schlagkräftige Graswurzelbewegung aufgebaut».

Der Start der Kampagne liegt fast zehn Jahre zurück. Damals nämlich definierte Public Eye das Ziel, Schweizer Firmen weltweit in Haftung zu nehmen. Bereits vier Jahre vor der Lancierung des Volksbegehrens entzündeten die späteren Initianten ein Trommelfeuer von

Vom Powerplay der Initianten eingeschüchtert, versuchte man es mit Beschwichtigung.

Anschuldigungen gegen die globalen Tätigkeiten Schweizer Konzerne. Dieses fand ein dankbares Echo bei gewogenen Journalisten, vor allem bei der SRG. Obwohl sich viele der Vorwürfe bei näherem Hinsehen in Luft auflösten, entstand in der breiten Öffentlichkeit der Eindruck, dass sich Schweizer Unternehmen in Entwicklungsländern ungebührlich aufführten. Einen «kommunikativen Teppich» nennt das PR-Mann Hugi. Die Wirtschaft und ihre Verbände hätten das hingegen verpasst.

Dieser Vorkampagne setzten die Unternehmen kaum etwas entgegen. Man gab sich mit einer versteckten Richtigstellung hier und dort zufrieden und vertraute darauf, dass der Sturm vorübergehen würde.



Dabei sollte er erst richtig aufziehen, eben in Gestalt der Initiative. Als diese 2015 eingereicht wurde, hatte sich das Bild der unverantwortlichen Firmen verfestigt. Die Initianten hatten die Lufthoheit in der öffentlichen Debatte. Manche der besonders heftig kritisierten Unternehmen begannen erst in den letzten Monaten vor der Abstimmung, sich zu erklären. «Man kann ein emotional aufgeladenes Thema aber nicht innert weniger Wochen entschärfen», sagt Andreas Hugi. Dabei hätten die Gegner schon viel früher die Argumente auf ihrer Seite gehabt: Im Allgemeinen gehören Schweizer Firmen zu den Musterknaben bei Menschenrechten und ökologischen Standards. Die meisten von ihnen haben schon sehr früh hervorragende Techniken entwickelt, um mit schwierigen Themen in heiklen Ländern umzugehen.

Solche Argumente waren kaum zu hören. «Im Gegenteil – anstatt das Anliegen klar als Unsinn zu bezeichnen, ist man den Initianten immer weiter entgegengekommen», stellt Henrike Schneider fest, stellvertretender Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands. Das Grundübel sei «die anpasserische Haltung der Konzerne gegenüber linken Ideen». Und die Kommunikation aus der Defensive zog sich weiter ins Parlament. Hier führten die Grossunternehmen, ihre Verbände und die bürgerlichen Politiker einen unentschlossenen Eiertanz auf. Vom Powerplay der Initianten eingeschüchtert, versuchte man es mit Beschwichtigung.

Kraftlos und unentschlossen

Der Nationalrat wollte die Initiative im vorausgehenden Gehorsam praktisch vollständig vorwegnehmen. Der Ständerat, im Zusammenspiel mit Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP), setzte sich dann mit einer zurückhaltenderen Position durch. Aber auch dieser Gegenvorschlag signalisierte: «Es gibt Handlungsbedarf!» Dass das von der Initiative behauptete Problem praktisch inexistent ist, konnten die Gegner fortan kaum noch in die Argumentation einbringen. Entsprechend kraftlos und unentschlossen wirkten sie.

Damit hatten die Initianten so gut wie gewonnen. Die über zehn Jahre aufgebaute Deutungshoheit über das Thema Unternehmensverantwortung werden sie nicht kampfflos wieder abgeben. Schon orakelt der *Tages-Anzeiger*, diese Initiative sei «erst der Anfang» gewesen. Die Initianten hätten etwas «Bleibendes geschaffen» und würden auch in den nächsten Jahren die Agenda mit ihren Anliegen bestimmen. Am vergangenen Sonntag wurde eine neue politische Grossmacht geboren. Die Antwort der Wirtschaft und der bürgerlichen Parteien steht noch aus.

PERSONENKONTROLLE

Kuprecht, Brunner, Althaus, Aebi, Moret, Schnegg, von Graffenried, Nause, Rima, Tolstoi, Berdymuchammedow



Linksaussen: Alec von Graffenried.

Alex Kuprecht, Volksmusikliebhaber, kam unerwartet zu einem Konzert seiner Lieblingsband. Nach seiner Wahl zum Ständeratspräsidenten überraschten ihn nämlich Carlo Brunner und dessen Ländlerkapelle mit einem Ständchen zu Ehren des neugewählten Präsidenten. Kuprecht ist ein erklärter Fan des Ensembles und gab seinen Kollegen auch fachkundige Hinweise über die Volksmusiker aus dem Kanton Schwyz. Einige der übrigen Ständeherren und -damen lauschten interessiert, andere dagegen halb dösend den Klängen. Ach ja. Und dann gab es noch einen etwas seltsamen Virologen namens Christian Althaus, der für Misstöne sorgte – weil er das kurze Konzert in Zeiten von Corona für geschmacklos hielt. (hmo)

Andreas Aebi, Familienmensch, überliess nach seiner Wahl zum Nationalratspräsidenten das Feld gleich wieder seiner Vorgängerin Isabelle Moret. Natürlich verschwand Aebi nicht zum traditionellen Apéro – diesen hatte man wegen Corona abgesagt. Stattdessen stand zur Feier des Tages ein Mittagessen mit dem Berner Regierungsratspräsidenten Pierre Alain Schnegg im «Grand Café» der «Galerie des Alpes» im Bundeshaus auf dem Programm. So viel lässt sich über das Treffen Schnegg/Aebi sagen: Es war etwas weniger lustig als der Auftritt von Carlo Brunners Kapelle im Ständerat. (hmo)

Alec von Graffenried, Aushängeschild, kann mehr als zufrieden sein. Der am Wochenende problemlos wiedergewählte grüne Stadtpräsident von Bern darf sich darüber freuen, dass die Bundesstadt ihre Position als die am weitesten links stehende Stadt der Schweiz erfolgreich gehalten hat. Die Regierung bleibt fest in rot-grüner Hand, allein die CVP-Einzelmaske Reto Nause darf am Rand mittun. Nun



Fertig lustig: Marco Rima.

kann sich von Graffenried noch eines weiteren Rekords rühmen: Das neugewählte Berner Stadtparlament besteht künftig zu rund 70 Prozent aus Frauen. Das ist nicht nur schweizweit, sondern sogar weltweit ein Spitzenwert. Einzig die Berner SVP, die BDP und die Jungsozialisten bleiben Männerhochburgen. (fon)

Marco Rima, Skeptiker, hat mit seiner oft humorvollen Kritik an den epidemiologischen Massnahmen schon früher den Bannstrahl der Corona-Stahlhelmfraktion auf sich gezogen. Jetzt legt der bekannte Komiker nach. Er engagiert sich im Initiativkomitee der Freiheitlichen Bewegung Schweiz, die per Volksinitiative eine Impfpflicht gegen das Virus unterbinden will. Spitzer Humor alleine hilft offenbar nicht gegen die politischen Übertreibungen der Corona-Zeit. (fsc)

Ilya Tolstoi, Urururenkel, pflückt keine literarischen Früchte. Der Nachfahr des russischen Schriftstellers Leo Tolstoi widmet sich auf dessen Landsitz Jasnaja Poljana vor den Toren Moskaus der Apfelzucht. Insgesamt 33 Sorten baut der ehemalige TV-Produzent dort an; einige Bäume wurden noch von seinem Urururgrossvater gepflanzt. Tolstoi-Apfelsaft gilt mittlerweile als teure Delikatesse. (ky)

Gurbanguly Berdymuchammedow, Tierfreund, tut auch etwas für die Menschen in seinem Land. Zur Erbauung der Bürger in einem Neubauviertel der Hauptstadt Aschgabat liess der turkmenische Staatschef eine sechs Meter hohe Goldstatue eines Alabai errichten. Der zentralasiatische Schäferhund ist die Lieblingsrasse des Diktators. Es handelt sich zudem um ein digitales Denkmal: Rings um den Sockel läuft ein Video mit spielenden Hunden. (ky)



INSIDE WASHINGTON

Alte Normalität

Eine neue Woche, und abermals verzückt der designierte Präsident Joe Biden die Medien. Diese Woche präsentierte er seine Kandidatinnen für ein rein weibliches Presstteam im Weissen Haus. Die Medien überhäufte ihn mit Lorbeeren, wobei sie dem Demokraten fälschlicherweise zugutehielten, dass er die erste derartige geschlechtsspezifische Aufstellung berufen habe, und dabei die lästige Tatsache ignorierten, dass das gegenwärtige Presstteam von Präsident Trump ausschliesslich aus Frauen besteht. Doch die Fakten stehen einer herzerfrischenden Geschichte im Weg.

Gleich nach Bidens Wahlsieg twitterte Brian Stelter, Medienanalyst bei CNN, seine Erleichterung und fragte: «Ist es bald so weit: Rückkehr zu normalen Beziehungen zwischen Präsident und Pressekörper?» Der TV-Talker versicherte: «Biden wird die Medien nicht als «Feind des Volkes» bezeichnen, so viel steht fest.»

Biden dürfte Journalisten nicht als «verlogene hundsgesichtige Pony-Soldaten» lächerlich machen, wie er es bei einer jungen Studentin auf der Wahlkampftour getan hat. Aber bei aller Freude über eine «Grosse Restauration» geht die unbequeme Wahrheit verloren, dass die Obama-Biden-Regierung Journalisten aggressiv untersucht und ausspioniert hat, und zwar mit Taktiken, «die über den Schutz von Regierungsgeheimnissen hinausgingen und die Grundfreiheiten bedrohten», wie selbst die *New York Times* beklagte. Obama ergriff routinemässig «ausserordentliche Massnahmen, um den Informationsfluss an die Öffentlichkeit zu blockieren» (AP), und verfolgte mehr Informanten und Whistleblower – Lebenselixier der politischen Berichterstattung – als alle früheren Regierungen zusammen.

Aber, was entscheidend ist, Obama hat Reporter nicht mit gemeinen Namen traktiert. Also, vorwärts! Der blondierte Eindringling wird bald verschwunden sein, und Washington kann zur alten Normalität zurückkehren.

Amy Holmes

WELTWOCHEN daily



www.weltwoche.ch

Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.
- Roger Köppels Kult-Podcast neu auch freitags.

Die andere Sicht, unabhängig,
kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche.ch.



MÖRGELI

Starjournalistin Cinzia Venafro

Unter dem Titel «Mörgelnde Medien» ärgert sich die *Republik* über die *Weltwoche*. Man dürfe über einen Strafbefehl und eine versuchte Erpressung mit Beteiligung eines Bundesrats nicht berichten. Auch dann nicht, wenn laut Bundesanwaltschaft beim Bekanntwerden das Amt von SP-Bundesrat Alain Berset beschädigt würde.

Die *Republik* bezweifelt, ob die Medienethik und der Kodex des Presserats die Veröffentlichung von Bersets aus dem Ruder gelaufenen Affäre gestatten. Grundsätzlich frage es sich, ob der verantwortliche *Weltwoche*-Autor überhaupt Journalist sei. Schauen wir uns darum den professionell-ethischen, kritisch-distanzierten Journalismus einer Verfasserin der *Republik*-Schelte genauer an.

Sie heisst Cinzia Venafro. Diese Starjournalistin verdiente ihren Titel, weil sie bei Ringier den Stars zu Füssen lag. Mit journalistischen Sätzen wie: «Das schönste Paar der Schweizer Politik: Bundesrat Alain Berset und Gattin Muriel Zeender». Venafro himmelte über «Feminist Berset und die Frauen» oder über «Philosoph Berset». Sie konfrontierte ihn mit so harten journalistischen Aussagen wie «Herr Bundesrat, Sie zeigen Stil mit Ihrem Borsalino-Hut.» Und zitierte den Innenminister mit Hang zu auswärtigen Angelegenheiten wie folgt: «Der Sexismus ist in unserer Gesellschaft noch immer tief verankert.» Die Top-Journalistin befragte Berset am Filmfestival Locarno, ob er das Risotto genossen habe. Und protokollierte atemlos seine Antwort: «Oh ja, es war sehr lecker.»

Auch an den Solothurner Filmtagen schwärmte Venafro von Berset und seinem «Abend unter Freunden». «Ich liebe die Stimmung an diesem Festival», notierte sie pflichteifrig. «Berset besucht Schellen-Ursli», lautet ein weiterer Scoop von Venafro. Im Zürcher Schiffbau entlockte ihm die Profi-Journalistin das bewegende Statement: «Meine Frau und ich teilen die Leidenschaft für den Film. Ich freue mich sehr, wenn sie mich an solche Kultur-Anlässe begleitet.» Auch entrang Cinzia Venafro dem Kulturminister die Aussage: «Der Schweizer Film hat ein Frauenproblem.» Sie verschwieg eigentlich nur das Näherliegende: Bundesrat Berset hat erst recht ein Frauenproblem.

Christoph Mörgeli

Jetzt neu: «Weltwoche daily»

Täglich um 6.30 Uhr pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen auf www.weltwoche-daily.ch. Hier zwei Kostproben.

Überflieger Hildebrand: Im Bundesratsjet für eine bessere Welt

Den früheren Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand zieht es zurück in ein öffentliches Amt: Er kandidiert als Generalsekretär der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit (OECD). Eine Werbeagentur hat für Hildebrands Kandidatur im Auftrag und auf Kosten der Steuerzahler eine zwölfseitige Hochglanzbroschüre zusammengestellt. Gleich fünf Mal wird Philipp Hildebrand ins beste Bild gerückt. Und fast alles über seine imposante Laufbahn erzählt. Selbst seine sportlichen Erfolge im Schwimmen fehlen nicht. Verschwiegen wird einzig, dass er seinen Chefposten bei der Nationalbank wegen privater Währungsspekulationen aufgeben musste.

Jetzt beantragte Philipp Hildebrand beim Bundesrat, dass er das Bundesratsflugzeug benutzen dürfe. Was ihm die Landesregierung in ihrer Güte auch prompt gestattete. So jettet denn Kandidat Hildebrand im Bundesratsflugzeug von Ort zu Ort. Und was ist sein Kernanliegen als OECD-Generalsekretär? Als Erstes das Netto-Null-Emissionsziel bis 2050. Nicht weniger als fünf Mal steht in seiner Werbeschrift das Wort «nachhaltig». Und Hildebrand empört sich über die «existenzielle Klimakrise». Nun entpuppt

sich der klimapredigende Überflieger als ganz gewöhnlicher Vielflieger.

Das zweite Ziel von Hildebrand gilt dem Kampf gegen die «wirtschaftliche und soziale Ungleichheit». Der Mann, der bei der Firma Blackrock Millionen abzügelt und sich eine Milliardärin geangelt hat, sorgt sich um die Ärmsten dieser Welt. Da fehlt zur Eroberung seines OECD-Pöstchens nur noch die Behauptung, dass er das, was er sage, auch tue. (mö)

Die «Ehe für alle» strapaziert die Verfassung

Der Ständerat will die «Ehe für alle» auf dem Gesetzesweg einführen und nicht durch eine Verfassungsänderung mit obligatorischer Volksabstimmung. Das hat die Kleine Kammer am Dienstag mit knappem Mehr beschlossen. Der Jubel bei den Anhängern der Homo-Ehe ist gross. Doch wie ist das Vorgehen rechtlich zu werten? Kann man das in der Verfassung verankerte Recht auf Ehe leichthin auf gleichgeschlechtliche Paare ausdehnen?

Der Bundesrat hatte 1996 in seiner Botschaft zur neuen Bundesverfassung festgehalten, dass das Recht auf Ehe «die Verbindung zwischen Mann und Frau» garantiere. Und weiter: «Es erstreckt sich weder auf Ehen zwischen Transsexuellen noch auf homosexuelle Ehen.» Diese Haltung wurde später vom Bundesgericht bestätigt: Es legte die Ehe als «Lebensgemeinschaft zwischen zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts» aus.

Eine Mehrheit der Gesellschaft befürwortete heute die Homo-Ehe, die Werthaltung in der Bevölkerung habe sich verändert, wird behauptet. Das mag sein. Doch ändert dies nichts daran, dass man die Ehe für Homosexuelle nicht durch Uminterpretation des noch jungen Ehe-Verfassungsartikels, sondern auf staatsrechtlich sauberem Weg einführen sollte, das heisst, indem man die Verfassung entsprechend abändert. Diese Lösung hat der Ständerat nun leider verbaut. Das Parlament ist offenkundig bereit, die Bundesverfassung beliebig umzuinterpretieren, um dem Zeitgeist zu gefallen. (fon)



Immer diese alten Schinken!

Unser erfolgreiches Totenmannli

Wegen Ueli Maurer haben wir 2500 Tote zu viel. Und 50 000 Selbständige werden ruiniert.



Antihysteriker Ueli Maurer hat sich mit seiner Strategie in der Pandemiefrage durchgesetzt. Nichts belegt dies besser als das blamable Interview unserer Bundespräsidentin im letzten *Sonntagsblick*.

Seit der Spanischen Grippe – und somit seit hundert Jahren – ist klar: Am besten kamen und kommen jene Länder, Regionen und Städte wirtschaftlich durch eine Krise, die harte gesundheitspolitische Massnahmen ergreifen. Alle Larifari-Regionen leiden wirtschaftlich stärker und haben mehr Tote zu beklagen. Für Sommaruga waren «die Signale nicht eindeutig».

Totenmannli Maurer 1 — Kein Land in Europa hat seit Beginn der Pandemie mehr Neuinfizierte zu beklagen als die Schweiz. Wir haben pro eine Million Einwohner drei Mal so viele Tote wie das EU-Land Deutschland. «Völker, hört die Signale», singen die Genossen an Parteitag.

Totenmannli Maurer 2 — Die Pharmaindustrie boomt. Basel profitiert. Basel-Stadt bekommt aus dem Härtefonds des Bundes pro Kopf drei Mal so viel Geld wie die Randkantone. Maurer hat den Finanzausgleich von den Füssen auf den Kopf gestellt. Wer hat, dem wird gegeben. Die regionalen Disparitäten werden somit in der Krise nicht kleiner, sondern grösser. CVP-Ständerat Beat Rieder und sein Wasserträger und Nationalrat Matthias Bregy wollten erfolglos das C im Parteinaamen der CVP retten, statt die Interessen ihrer Region zu verteidigen.

Totenmannli Maurer 3 — Viele bisherigen Wählerinnen und Wähler der SVP sind Selbst-

ständigerwerbende mit kleinen Einkommen. Ihnen will Maurer nicht helfen, sondern den Hals umdrehen. Der oberchnoddrige Grundtenor: Man könne nicht alle retten. Irrtum vorbehalten, gilt dies nicht für die Bundesrätinnen und Bundesräte, die kläglich versagt haben. Ihnen wird nicht einmal der Lohn gekürzt. In Bayern bekommen staatlich geschlossene Restaurants monatlich 75 Prozent des Umsatzes des letzten Jahres als Entschädigung. Im Wallis nur 15 Prozent. Und jetzt schliesst der Berner SVP-Mann Pierre Alain Schnegg alle Berner Beizen um 21 Uhr. Ohne jede Entschädigung. Die SVP politisiert gegen einen ge-

Wir haben viel höhere Berge als Österreich und doppelt so hohe Leichenberge wie unser Nachbarland.

wichtigen Teil ihrer Basis. Warum streut und reibt niemand gezielt Salz und Wermut in diese offenen Wunden?

Totenmannli Maurer 4 — Überall auf der Welt arbeiten Staaten und Nationalbanken bei der Bewältigung dieser Krise Hand in Hand. Die Schweizerische Nationalbank hat in den ersten neun Monaten dieses Jahres 15 Milliarden Gewinn gemacht. Und digitale Banknoten im Umfang von 120 Milliarden gedruckt. Ebenfalls ein Gewinn. Noch immer wird die heilige Kuh mit den zu prallen Eutern nicht einmal angemolken.

Totenmannli Maurer 5 — Die in der Task-Force versammelten Wissenschaftler wissen, dass der Bundesrat – unter dem Druck von

Ueli Maurer – sowohl wirtschaftspolitisch wie gesundheitspolitisch einen grottenfalschen Kurs fährt. Die Kantonalisierung war ein Flop. Das Opfern der kleinen Unternehmen ist kontraproduktiv. Jetzt will Ueli Maurer der Task-Force selbst kritische Nebenbemerkungen verbieten. Sommaruga stärkt den Wissenschaftlern nicht den Rücken. Und diese kuschen. Typisch Schweiz.

Totenmannli Maurer 6 — Österreich scheint bereit, die Skigebiete bis zum 10. Januar 2021 zu schliessen, wenn die EU Kurz entgegenkommt. Der Corona-Hotspot Schweiz glaubt an seine nicht funktionierenden Schutzkonzepte und will der EU in Sachen Skifahren Mores lehren. Markus Söder hat uns den Tarif bereits durchgegeben: Jeder deutsche Skifahrer, der auch nur einen Tagesausflug nach Davos macht, muss danach vierzehn Tage in Quarantäne. Das wird auch für die Mitarbeiter und Kunden der Ems-Chemie gelten. Zur Erinnerung: Den Weg von Merkel pflastern politische Leichen von Männern, die sich überschätzt haben.

Und was machen unsere Spass-Touristiker? Das Engadin lädt Merkel für die Winterferien nach Savognin ein. Hier sei sie sicher. Ausgerechnet. Wir haben in der Schweiz viel höhere Berge als Österreich und doppelt so hohe Leichenberge wie unser Nachbarland. Und sind auf beides gleichermassen stolz. Noch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Bündner Aufstand gegen Rom

Die Churer Domherren wehren sich gegen die vom Papst vorgeschlagenen Bischofs-Kandidaten. Wie kam es dazu? Was steckt dahinter?

Peter Keller

Der prunkvolle Rittersaal erstreckt sich über zwei Geschosse, eine dunkle hölzerne Barockdecke schliesst den Raum ab. In der Mitte prangt das Wappen des Bischofs von Chur: ein aufrechter schwarzer Steinbock auf silbernem Grund. Kathedrale und Schloss. Der Sitz des Bistums Chur zeugt von der einstigen Macht der Fürstbischöfe: Als geistliche und weltliche Oberhäupter herrschten sie über weite Teile Graubündens.

An diesem Montagmorgen hatten sich zwei- und zwanzig, zumeist ältere Herren im Rittersaal eingefunden. Sie halten gebührenden Abstand. Der gottlose Virus wütet auch im Klerus. An den Wänden stehen schwere Lederstühle, darüber hängen Porträts früherer Bischöfe, die nun schweigsam über das tagende Domkapitel äugen. Das Gremium hat nur ein Geschäft zu beraten, das es allerdings in sich hat: die Wahl eines neuen Churer Bischofs.

«Komm, Schöpfer Geist, kehr bei uns ein, besuch das Herz der Kinder dein ...» Zwei- und zwanzig Stimmen versuchen, den voluminösen Raum zu füllen. Bevor Domdekan Walter Niederberger, 86, die Sitzung eröffnet, singen die Geistlichen den Hymnus «Veni creator spiritus». Was sich dann im bischöflichen Schloss abspielte, glich aber eher einem Schlagabtausch als einer feierlichen Zusammenkunft. Trotz Anrufung des Heiligen Geistes.

Weihrauch und Geheimniskrämerei

Selbst Nichtkatholiken erliegen dieser Mischung aus Ritual, Weihrauch und Geheimniskrämerei, wie sie sich in der katholischen Kirche über Jahrhunderte ausbilden konnte. Es herrscht angespannte Ruhe im bischöflichen Schloss. Das Bistum Chur ist der konservative Störsender im sonst progressiven Konsens der Schweizer Landeskirche. Bisher mit dem Segen des Vatikans. Nun fällt die Wahl eines Bischofs erstmals in die Kompetenz des neuen Papstes Franziskus, der zumindest in der Sozialethik – im Unterschied zu seinen Vorgängern – klar antikapitalistische Positionen vertritt.

«Zünd an in uns des Lichtes Schein, giess Liebe in die Herzen ein ...» – die Worte des



Abweichende Stimme:
Generalvikar Grichting.

Hymnus verhallen im Rittersaal. Walter Niederberger zeigt seinen Kollegen die Post, die ihm von der diplomatischen Vertretung des Vatikans zugesandt wurde. Er hat nur den äusseren Umschlag geöffnet, darin befindet sich ein zweites, unversehrtes Couvert mit den päpstlichen Wahlvorschlägen. Vor den Augen

Das Ende der Landeskirchen würde auch das Ende des Steuerprivilegs bedeuten.

der Anwesenden öffnet der Domdekan das Couvert und lässt die Liste verteilen.

Die Namen lösen Unmut aus. Einer der Domherren erklärt, die Dreierliste bedeute «eine feindliche Übernahme» des Bistums Chur durch die Bischöfe von Basel, St. Gallen und den Abt von Einsiedeln. Diese hätten sich, wie bekannt geworden sei, «in Rom direkt massiv in die Bischofsnennung» eingemischt. Offenbar soll es in den bekannten moraltheologischen Fragen niemanden mehr

geben, der den «progressistischen Kurs» in der Deutschschweizer Kirche störe. Man wolle die bisher vom gesellschaftlichen Mainstream abweichende Stimme des Bistums Chur «zum Schweigen bringen».

Andere Stimmen halten dagegen: Auf der Dreierliste seien «keine Feinde» der Kirche. Ein Domherr ergänzt, die Kandidaten seien auch nicht «irgendwie negativ» aufgefallen. Zwei Domherren bemerken, dass ihnen zumindest zwei Kandidaten persönlich bekannt seien. Ein weiterer Votant erinnert daran, dass sie lange auf diese Liste hätten warten müssen: «Wir können jetzt nicht einfach nein sagen.»

Wer sind die ominösen drei, um die im fürstbischöflichen Rittersaal gestritten wird? Einer der Domherren fasst die Auswahl nüchtern zusammen: «Es gibt zwei Möglichkeiten: einen Bischof, der nicht lange im Amt sein wird, oder einen Ordensmann.» Der angesprochene Übergangskandidat sitzt selber im Domkapitel: Er heisst Joseph Bonnemain, ist 72 und gilt als liberaler Opus-Dei-Mann. Bei den beiden Ordensmännern handelt es sich um Mauro Lepori, der in Rom als Generalabt der Zisterzienser amtiert. Sein Nachteil: Er kennt das Bistum Chur kaum. Der zweite ist Vigeli Monn, Abt im Benediktinerkloster Disentis. Auch dieser Vorschlag löst wenig Begeisterung aus. Einer der Domherren meint verärgert, die anderen Bistümer könnten ihre Bischöfe aus dem eigenen Klerus wählen, während Chur Mönche aufgenötigt würden, «die nie als Vikar oder Pfarrer tätig waren». Diesen fehle die Erfahrung im Umgang mit pastoralen Problemen, die es in gewissen Pfarreien gebe.

«Veni creator spiritus». Es kommt zur Abstimmung. Elf Domherren sprechen sich gegen die Liste aus, zehn sind für Eintreten, einer enthält sich. Damit geht die Liste zurück an den Absender in Rom. In der Diskussion kritisierte einer der Domherren, der Apostolische Stuhl habe sich den Drohungen und Druckversuchen gebeugt. Man möchte offensichtlich «einfach endlich Ruhe, Friedhofsruhe». Mit der geplatzten Kür ist das Gegen-

teil eingetreten: Der *Tages-Anzeiger* spricht von einem «Eklat» und schreibt: «Konservative sabotieren Bischofswahl». Das von der Schweizer Bischofskonferenz und der Landeskirche unterhaltene Newsportal *Kath.ch* – auf dem sinnigerweise das unter dem päpstlichen Geheimnis stehende Protokoll im Wortlaut veröffentlicht wurde – prangert den Churer Generalvikar Martin Grichting als Hauptschuldigen an: Er steuere die Domherren wie Marionetten, doch seine «Blutgrätsche» gegen die Bischöfe von Basel und St. Gallen und Abt Urban Federer von Einsiedeln könnte sich noch als Eigentümer erweisen.

Feudalistische Kirchensteuer

Vordergründig geht es um einen Machtkampf zwischen Konservativen und Reformern. In der Diskussion um die Bischofsliste merkte einer der Chorherren bitter an, nun würden «die Letzten» abgeräumt, die noch die «sakramentale Struktur der Kirche» zu wahren versuchten. Er meint damit die herausragende Stellung des Priesteramtes: Gemäss katholischer Lehre ist es geweihten Priestern vorbehalten, das Sakrament der Eucharistie zu spenden, also Gottesdienste zu feiern. Im Umkehrschluss formuliert: keine priesterlosen Gottesdienste, keine Frauen im Priesteramt,

keine Demokratisierung der Kirche, Festhalten am Zölibat (Ehelosigkeit). Oder wie es die Hüter der Tradition sagen würden: keine weitere Protestantisierung der katholischen Kirche.

Doch der eigentliche Konflikt, sagt der Historiker Pirmin Meier, finde auf einer anderen Ebene statt: «Der ganz grosse Elefant im Raum ist das Verhältnis von Kirche und Staat.» Weltweit einmalig kennt die Schweiz ein duales Kirchensystem: hier die (kirchlich organisierten) Bistümer, dort die (öffentlich-rechtlich anerkannten) Landeskirchen. Dabei geht es um sehr viel Geld: Die katholische Kirche nimmt rund 800 Millionen Franken jährlich ein, wobei die Bistümer davon nur Brosamen abbekommen. 98 Prozent der Kirchensteuern verwalten die Landeskirchen und Kirchgemeinden.

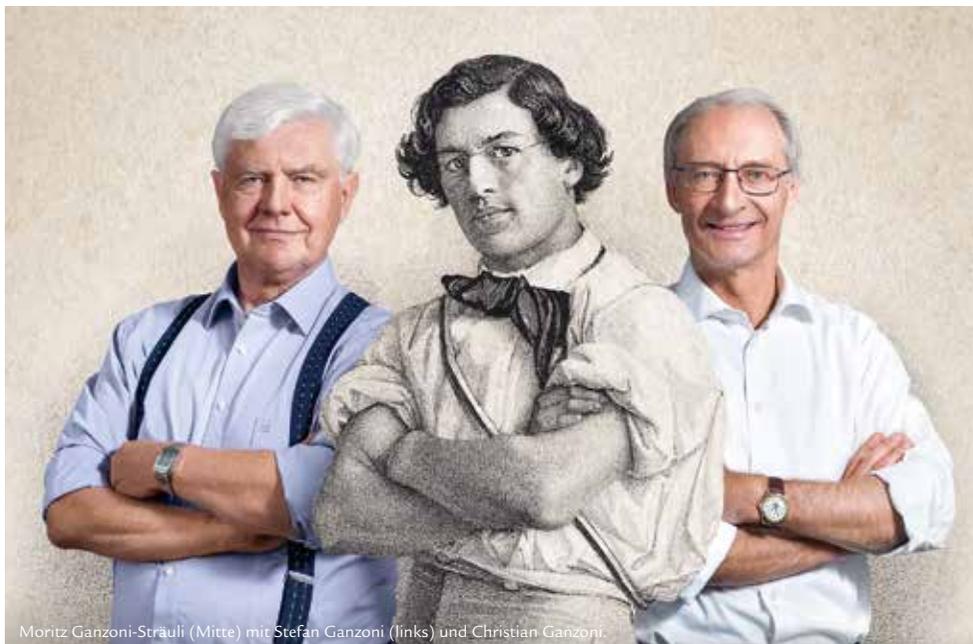
«Unser System», so Pirmin Meier, «stammt ursprünglich aus dem Feudalismus mit dem <Kirchenzehnten>, einer Abgabe auf alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse zugunsten der Pfarrei.» In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden daraus die öffentlich-rechtlich anerkannten Landeskirchen abgeleitet: die evangelisch-reformierte Kirche, die katholische Kirche und die Splitterkirche der Christkatholiken. Eine Fussnote dazu: Dass sich

die Landeskirchen prominent für die Unternehmensverantwortungs-Initiative einsetzten und gleichzeitig ohne grössere Skrupel Steuergelder von Glencore und Co. kassieren, sorgte für Kritik und Spott. Im Gegensatz zu natürlichen Personen können Firmen nicht aus der Kirche austreten.

Abweichend von den anderen Deutschschweizer Bistümern wollen die führenden Kräfte in Chur, allen voran Generalvikar Martin Grichting, die vollständige Trennung von Kirche und Staat. Kurioserweise sind es also Konservative, die hier ein eigentlich liberales Ansinnen vertreten. Wobei die Sache – wie immer – etwas komplizierter ist: Das Ende der Landeskirchen würde auch das Ende des Steuerprivilegs bedeuten, folglich keine Millionen mehr für die eher am Zeitgeist orientierten Vertreter der Landeskirche.

Wie geht es weiter mit der Bischofsvakanz? Nach der Rückweisung der päpstlichen Kandidaten liegt es an Franziskus, zu entscheiden. Er kann eine neue Liste schicken. Oder er wählt den neuen Bischof direkt aus. Sollte dieser aus dem progressiven, staatskirchenfreundlichen Lager kommen, dann hätte ihn die Mehrheit des Domkapitels wenigstens nicht «freiwillig» gewählt, wie dies bei der ersten Liste der Fall gewesen wäre. «Veni creator spiritus».

Start-up bleibt selbst- bestimmt. Nun in der 5. Generation.



Moritz Ganzoni-Sträuli (Mitte) mit Stefan Ganzoni (links) und Christian Ganzoni.

Als 1864 mit der Gründung von «Ganzoni und Barthelts» in Winterthur der Grundstein für SIGVARIS GROUP gelegt wurde, gab es den Begriff «Start-up» noch nicht. Was es hingegen gab, war der Wille, sich immer wieder neu zu erfinden – genau wie ein Start-up. Zuerst stellte man einfache Gummibänder her, und heute ist man der führende Anbieter von medizinischen Kompressionstextilien. Seit über 100 Jahren mit dabei: Swiss Life. Wir begleiten SIGVARIS GROUP durch alle Höhen und Tiefen und unterstützen sie dabei, weiterhin selbstbestimmt entscheiden zu können. SIGVARIS GROUP und Swiss Life – seit Generationen gemeinsam am Start.

Wie Michael Hermann trickst

Der Star-Politologe betreut für die NZZ das renommierte Parlamentarier-Rating. Sein neuestes Ergebnis befremdet.

Christoph Mörgeli

Im Sommer 2014 verkündete Michael Hermann in seiner regelmässigen Kolumne im *Tages-Anzeiger* «Das Ende des kühlen Denkers». Er, der Wissenschaftler, verstehe sich neuerdings nicht mehr als «selbsterklärter Realist», der «nur als Beobachter» seinem Publikum die politische Landschaft erläutere. Seine persönlichen «Werte» stünden per sofort über der sachlichen Analyse. Vorbei sei es speziell mit seinem «kühlen, abgeklärten Umgang» mit der Schweizerischen Volkspartei.

Den Zeitpunkt dieses Wandels konnte Hermann so exakt beziffern wie ein elektronischer Zeitmesser die Zwischenzeit beim Abfahrtsrennen. Es geschah am 10. Februar 2014, am frühen Morgen nach dem Ja von Volk und Ständen zur SVP-Masseneinwanderungsinitiative. Und zwar um 06.10 Uhr, nach einer SMS von Roger Köppel. Da überkam es ihn wie eine religiöse Erweckung: Statt bloss ein «eingeschüchterter Volksverstehrer» wolle er künftig ein «progressiver Meinungsmacher» sein. Michael Hermann verbündete sich offiziell und lautstark mit der «öffnungsfreudigen Mehrheit an den Schalthebeln der Macht».

Gut fürs Geschäft

So tragen seine Kolumnen seither so unzweideutige Titel wie «Überschätzte SVP», «Wie sich die SVP aus dem Bürgerblock verabschiedet hat», «Der tiefere Grund für den Erfolg der SP» oder «Grosser Linksrutsch kleingeredet». Die Verbrüderung mit der Mehrheit und der Macht erwies sich als vorteilhaftes Geschäftsmodell für seine Firma Sotomo. Er kann sich vor lauter Aufträgen kaum wehren. Sie kommen von den Medien, von der Wirtschaft, von Radio und Fernsehen – und natürlich von Parteien, die Hermann im Gegenzug dann öffentlich lobt.

Eine fette Auftragsarbeit für die Firma Sotomo ist das alljährlich erscheinende renommierte NZZ-Parlamentarier-Rating. Dabei wird das Abstimmungsverhalten der Nationalräte auf einer Skala von rechts (+10) bis links (-10) festgehalten. Die Pole seien «vergleichsweise stabil», erläutert Hermann. Das stimmt für die rechte Seite, wo sich der Schwyzer Pirmin



«Politiker sind schliesslich wendige Wesen»: Polit-Geograf Hermann.

Schwander mit +9,9 den «Spitzenplatz» sicherte. Er hatte in früheren Jahren auch schon eine glatte +10 erreicht – ebenso wie 2019 Toni Brunner, Adrian Amstutz und Luzi Stamm. Sie wurden für diese «Mouche» in ihrer SVP-Fraktion gefeiert wie eidgenössische Schützenkönige.

Ganz erstaunlich geht es aber neuerdings am

Die «leichte Anpassung» verschiebt das gesamte Bild der ideologischen Ausrichtung des Nationalrats massiv.

linken Pol zu und her. Hier hält die neugewählte Genferin Stéfanie Prezioso mit -8,8 die Extremposition. Sie gehört der linksradikalen Partei Solidarités an, die den Marxismus wiederherstellen will. Doch in allen bisherigen Ratings von Hermann besetzten Politiker von SP und Grünen wesentlich linkere Positionen als jetzt die Genfer Kommunistin. So kam 2019 die Basler Gewerkschafterin Silvia Schenker (SP) auf -10, ihre Parteifreunde Mattea Meyer auf -9,8 und Cédric Wermuth auf -9,7. Die Grünen-Präsidentin Regula Rytz erreichte die tiefrote -10, Fraktionschef Balthasar Glättli lag bei -9,8. Doch jetzt politisieren Wermuth und Meyer plötzlich mit Werten von -7,5 beziehungsweise -7,9, Rytz liegt bei wundersamen -7,7 und Glättli bei -7,9. Wie kommt dieser plötzliche «Rechtsrutsch» der Linken zustande?

Polit-Geograf Michael Hermann und Mitautor David Krähenbühl erklären es in der NZZ so: «Mit dem vorliegenden Rating wurde die Methode leicht angepasst, um eine realistischere Darstellung der Positionsveränderungen zu ermöglichen. Deshalb sind die aktuellen Werte nicht direkt mit den früher publizierten vergleichbar.» Sicher ist: Diese «leichte Anpassung» oder «realistischere Darstellung» verschiebt das gesamte Bild der ideologischen Ausrichtung des Nationalrats massiv. Michael Hermann rückt 2020 mit seiner neuen Methode die Parlamentarier der linken und mittleren Parteien deutlich nach rechts. Beispielsweise Cédric Wermuth um 2,3 Punkte, obwohl er kaum anders politisiert als früher.

Verschleiern mit Zahlenakrobatik

Ansonsten würde man nämlich deutlich erkennen, dass nicht nur die SP, die Grünen, die GLP und die BDP links der Mitte politisieren, sondern auch die «bürgerliche» CVP. Und die FDP stünde ziemlich im Zentrum des politischen Spektrums, kaum mehr entfernt von der Null. Richtig ist Hermanns Einschätzung, dass sich der Nationalrat politisch nach links bewegt hat. Warum aber versucht er, diese Tatsache mit seiner Zahlenakrobatik zu verschleiern?

Hermann begründet gegenüber der *Weltwoche*, er habe seine bisherige Modellannahme als zu starr wahrgenommen. «Politiker sind ja schliesslich wendige Wesen, deren Launen, Entwicklungen und Interessen nicht einfach einem linearen Trend folgen. Die neue Methode geht immer nur von kurzfristigen Trendrichtungen aus. Die Trendlinie kann ihre Richtung entsprechend im Lauf der Jahre ändern.»

Unbestrittenermassen ist der Polit-Erklärer enorm fleissig, für die Medien jederzeit verfügbar, er schreibt flüssig und spricht eloquent. Nur steht er seit seinem Bekenntnis als «progressiver Meinungsmacher» unter dem Verdacht der Trickserei zugunsten seiner eigenen, angeblich höheren politischen Überzeugung. Zum Beispiel, um dem Volk mittels NZZ-Rating die klare Sicht auf den dramatischen Linkstrend von FDP und CVP zu vernebeln.

Privilegien wie im Ancien Régime

Wozu brauchen Bundesrichter feudale Ruhegehälter?



Das lebenslange Ruhegehalt für Alt-Bundesräte ist ein politischer Evergreen, der alle paar Jahre unter der Bundeshauskuppel wieder aufgelegt wird. Ist es richtig, dass sie dem Bund bis zu ihrem Tod auf der Tasche liegen? Braucht es das Ruhegehalt, damit sie nicht schon während ihrer Amtszeit nach einträglichen Mandaten schielen oder – noch schlimmer – zu Sesselklebern werden? Neu befeuert hat die Debatte Christoph Blocher, der diesen Sommer aus heiterem Himmel auf die Idee kam, seine nicht bezogene Bundesratsrente rückwirkend einzufordern. Das trug ihm von vielen Seiten scharfe Kritik ein, Journalisten sprachen leicht hysterisch von einem «Skandal».

Die Landesregierung, die an der Rentenregelung bisher nie hat rütteln wollen, ist nach dem «Skandal» nun bereit, andere Modelle für die standesgemässe Absicherung der Magistraten zu prüfen. Was auffällt: Bei den wiederholten Debatten über Sinn und Unsinn des Ruhegehalts ist bisher noch kaum je die Rede auf die Bundesrichter gekommen. Auch sie profitieren, neben den Bundesräten und dem Bundeskanzler, von einer lebenslangen Rente, die man nicht anders als feudal bezeichnen kann. Und bei ihnen ist die Frage, ob diese Grosszügigkeit angebracht ist, weit berechtigter als bei den Bundesräten.

Dazu muss man wissen, dass die Schweizer Bundesrichter die bestbezahlten Rechtssprecher der Welt sein dürften. Rund 364 000 Franken beträgt das Jahressalär eines Bundesrichters, es ist auf 80 Prozent des Lohns eines Bundesrats festgesetzt. Das ist sehr stattlich, denn im Unterschied zu den Bundesräten

leben die 38 Bundesrichter nicht im Dauerstress, sie haben keine übervolle Agenda, ihre Repräsentationsaufgaben halten sich in Grenzen. Bundesrichter arbeiten relativ abgeschieden in Lausanne oder Luzern. Wenn ihnen der Sinn danach steht, können sie durch die Strassen spazieren, ohne dass sie erkannt werden. Sie streiten sich zwar regelmässig mit ihren Kollegen, doch diese Unannehmlichkeit wird mehr als kompensiert durch das Renom-

Die Schweizer Bundesrichter dürften die bestbezahlten Rechtssprecher der Welt sein.

mee, das sie geniessen – als Jurist kann man nicht höher aufsteigen.

Anders als Bundesräte sind Bundesrichter auch nicht politisch exponiert, sie werden nicht dauernd kritisiert oder von den Medien durchleuchtet; und ob sie bei der Bevölkerung beliebt sind, kann ihnen egal sein, da die Bevölkerung sie gar nicht kennt. Ein Bundesrichter muss nicht damit rechnen, bei den nächsten Wahlen Opfer einer politischen Intrige zu werden oder, wie beim Bundesanwalt mittlerweile üblich, nach ein paar Jahren in die Wüste geschickt zu werden. Wer Bundesrichter ist, der bleibt es, die Unwägbarkeiten des Amtes sind überschaubar.

Vor diesem Hintergrund kann man das Richtersalär durchaus als fürstlich bezeichnen. Noch viel mehr gilt das für die Rente: Nach ihrem Rücktritt erhalten Bundesrichter die Hälfte ihres Lohns als Ruhegehalt, also gut

15 000 Franken pro Monat, und das bis zu ihrem Tod. Bleibt ein Richter weniger als fünfzehn Jahre im Amt, muss er für jedes fehlende Jahr einen bescheidenen Abzug hinnehmen; wer schon nach fünf Jahren genug vom Richtersein hat, bekommt noch immer lebenslang 12 000 Franken monatlich ausbezahlt. Hinzu kommt das meist ansehnliche Vorsorgekapital, das ein Bundesrichter in seinem früheren Arbeitsleben angespart hat.

Derzeit gibt es mehr als fünfzig ehemalige Bundesrichter, und sie kosten die Steuerzahler jährlich so einiges. Warum der Staat Bundesrichter nicht als Normalsterbliche behandelt, warum sie keine reguläre Pensionskasse haben wie der Rest der Erwerbstätigen, ist schlicht nicht einsichtig. Ihre Rentenprivilegien erinnern an die Vorrechte im Ancien Régime, sie sind anachronistisch.

Angesichts der Grosszügigkeit, von der die Bundesrichter profitieren, tönt auch die jüngst aufgekommene, von den Richtern selber kräftig geschürte Kritik an ihren Mitgliederbeiträgen, den sogenannten Mandatssteuern, ziemlich schief. Dass Bundesrichter den Parteien, die sie portiert haben, jährlich einen kleinen Teil ihrer Einkünfte entrichten, wird in den Medien verbreitet als «Ämterkauf», ja gar als «Korruption» verunglimpft. Das ist unsinnig. Bundesrichter erlangen ihre Position, mit der sie bis ans Lebensende ausgesorgt haben, nur dank der erfolgreichen Basisarbeit ihrer Partei und der in teuren Wahlkämpfen erzielten Wähleranteile. Ein gewisser Obolus scheint da durchaus legitim.

Der beliebteste Politiker der Welt

Im Westen wird Rodrigo Duterte verteufelt. In seiner Heimat kommt der philippinische Präsident auf Zustimmungswerte von 91 Prozent. Wie ist dieser sagenhafte Erfolg zu erklären?

Francis Pike

In schwarzem Polohemd, Jeans und Chelsea-Boots kurvte er auf seiner Harley-Davidson durch die Stadt und hielt Ausschau nach Kriminellen. Manche wurden verhaftet, andere, so die Legende, einfach erschossen. Einmal sah er einen Mann vor einem Café, der verbotenerweise rauchte. Er setzte sich neben ihn und drückte ihm seinen 38er Revolver an den Sack. «Du hast die Wahl: Ich schiess dir deine Eier weg und bring dich in den Knast, oder du frisst deine Kippe.» Wie die Entscheidung des Mannes ausfiel, dürfte klar sein. Der Revolvermann war Rodrigo Duterte, seinerzeit Bürgermeister von Davao City auf Mindanao und seit 2016 Präsident der Philippinen.

Es waren tatsächlich seine achtundzwanzig Jahre als Bürgermeister von Davao City, mit denen er sich einen Namen machte. Die Stadt, die als Hochburg des Verbrechens gefürchtet war, verwandelte sich dank Duterte in eine Friedensoase. Der Kampf gegen das Verbrechen war sein grosses Projekt. Drogendealer und Kriminelle wurden von Todesschwadronen gejagt und hingerichtet. «Tote Verbrecher sind mir lieber als tote Unschuldige», sagte Duterte. 2001 verlas er im Fernsehen die Namen von fünfhundert Dealern. Es war eine Kriegserklärung. Die Todesschwadronen erledigten ihre Arbeit. Die Kriminalität ging zurück. In Davao City auf der verarmten Insel Mindanao, der zweitgrössten der 7000 Inseln, aus denen die Philippinen bestehen, ging es wirtschaftlich wieder aufwärts.

Machtmonopol der Elite

Nach seinen Jahren als Bürgermeister wurde der 71-jährige Duterte, der stolz ist auf den Beinamen «Duterte Harry» (nach der von Clint Eastwood verkörperten Filmfigur), im Juni 2016 zum Staatspräsidenten gewählt – begleitet von all dem Medientamtam wie bei ähnlich verteufelten Populisten wie etwa Orbán oder Erdogan.

Der Erfolg dieses Aussenseiters traf die politische Elite von Manila ins Mark. Er elektrisierte die Provinz, vormalige Anhänger des abgesetzten Diktators Ferdinand Marcos,



Interessante geopolitische Orientierung: Politiker Duterte.

ehrgeizige Arbeiter in den Städten und die Abgehängten auf der Hauptinsel Luzon. Er versprach, die Korruption zu beenden und das Machtmonopol der traditionellen Elite zu brechen. Doch es war sein Kampf gegen das Verbrechen, der – buchstäblich – zu seinem Schlachtruf wurde: «Ich bin die Todesschwadron», verkündete er. Diese Botschaft kam gut an bei den Filipinos, von denen 3,7 Millionen (bei einer Gesamtbevölkerung von 108 Millionen) Methamphetamin konsumierten, die Droge, die durch die TV-Serie «Breaking Bad» zu Berühmtheit gelangt war.

Mit dem Unterschied, dass die Meth-Labore in China waren und die Tabletten aus der Provinz Fujian kamen.

Im Wahlkampf wurde das Vakuum, das infolge des Bedeutungsverlusts der Kirche entstanden war, durch die sozialen Medien gefüllt, die Duterte und seine Anhänger allmählich kontrollierten. Der typisch aggressive Ton in der philippinischen Politik erreichte einen neuen Tiefpunkt, als Trolle wie etwa das Popsternchen Mocha Uson mit Attacken auf linke Duterte-Kritiker die Nachrichten dominierten. Zu seinen Unterstützern zählte auch Senator Manny Pac-

quiaio, der grösste Boxer in der Geschichte und Sportidol der Nation. Nach seinem erdrutschartigen Sieg ging Duterte daran, seinen «Anti-Drogen-Krieg» umzusetzen, der sein Markenzeichen in Davao City gewesen war.

Von den 82 000 Personen, nach denen 2016 im Zusammenhang mit Drogendelikten gefahndet wurde, stellten sich mehr als die Hälfte freiwillig. In Dutertes erstem Amtsjahr wurden schätzungsweise 10 000 Personen von Todesschwadronen getötet. Vier Jahre später ist die Zahl der Opfer solcher aussergerichtlicher Tötungen laut Human Rights Watch auf 27 000 gestiegen. Neben Todesschwadronen der Polizei sind auch private Firmen in diesem Geschäft unterwegs. In einem BBC-Interview sprach eine Killerin von 5000 Pesos als Preis für die Tötung eines Drogenabhängigen, während bei einem Dealer 10 000 bis 15 000 Pesos anfielen.

Dass Duterte bei der linken Elite auf lautstarken Protest stiess, kann nicht verwundern. Als Senator Antonio Trillanes Dutertes Sohn beschuldigte, Mitglied einer chinesischen Gang und Meth-Importeur zu sein, forderte der Prä-

kritisch über Dutertes derbe Kommentare zu Vergewaltigungen äusserte. Er reagierte mit der Frage, wie sie es finde, dass ihr Vater «Lewinsky gevögelt» habe. Wenn er kritisiert wird, pöbelt Duterte erst recht.

Jenseits der Drogenpolitik ist der «Dutertismo» nicht so leicht einzuschätzen. Weitgehend verkannt von den westlichen linksliberalen Medien, die nur seinen brutalen Kampf gegen Kriminalität und Drogen im Blick haben, ist seine pragmatische Innenpolitik. Als Bürgermeister von Davao City ist Duterte einigermaßen erfolgreich auf die Muslime zugegangen. Allerdings wurden die Fundamentalisten, finanziert vom IS und anderen gewaltbereiten Gruppen in Indonesien und Malaysia, gnadenlos vernichtet, als sie 2017 die Stadt Marawi City eroberten. Wirtschaftspolitisch ist Duterte ein Freund der Unternehmer, obwohl er sich als Sozialist geriert, und ein Förderer des starken Wachstums.

In der Klimadiskussion steht er mit seinen Ansichten, zweifellos zum Missfallen der Linken, auf deren Seite. Nach dem Hurrikan «Vamco»,

crash 2008 reagiert er pragmatisch auf die Verschiebung des globalen Machtgleichgewichts. «Amerika hat verloren», erklärte er in einer Rede vor der versammelten chinesischen Führung in Peking. Trotz herzlicher Beziehungen zu Präsident Trump hat er das historische Bündnis mit den USA nicht erneuert.

Was sollten wir von Duterte also halten? Kann ein bombastischer Narzisst ein guter Präsident sein? 2001 erreichte seine Frau Elizabeth Zimmerman-Duterte, eine Stewardess mit deutsch-jüdischen Wurzeln, die Aufhebung ihrer Ehe aufgrund eines psychologischen Gutachtens, in dem es hiess, dass Duterte an einer «narzisstischen Persönlichkeitsstörung mit aggressiven Zügen» leide und sein Verhalten durch «ausgeprägtes Desinteresse, Gefühllosigkeit und Ichbezogenheit» sowie durch ein «übergrosses Ego und Anspruchsdenken» charakterisiert sei.

Frage für Moralphilosophen

Aber ist die aussergerichtliche Tötung von Drogendealern eigentlich schlimmer als die von Präsident Obama angeordneten Drohnen-



sident, einen Revolver im Hosenbund, seinen politischen Gegner zum Duell heraus: «Du Hurensohn, komm und stell dich zum Kampf.»

Obama beschimpft

Mit seinen Gegnerinnen geht Duterte nicht weniger brutal um. Nachdem ihm ein Video vorgespielt worden war, auf dem die ehemalige Justizministerin Leila de Lima, eine seiner schärfsten Kritikerinnen, beim Sex mit ihrem Chauffeur zu sehen war, erklärte er im Fernsehen, dass sie «nicht nur ihren Fahrer fickt, sie fickt die Nation, [...] Hurenmutter. Wenn sie meine Mutter wäre, würde ich sie erschiessen.»

Seine wüsten Beschimpfungen beschränken sich keineswegs auf einheimische Politiker. Auch Barack Obama wurde nicht verschont. Nach einem kritischen Kommentar über die philippinische Regierung erklärte Duterte, dass Obama der «Hurensohnorden» verliehen werden sollte. Er warf dem US-Botschafter vor, für die CIA zu arbeiten, und bezeichnete ihn als «schwulen Dreckskerl». Für Duterte war Kritik aus Amerika heuchlerisch, weil «[die Amerikaner] unser Land erobern und uns unterjochen haben». Schätzungsweise eine Million Filipinos sollen 1899 beim Aufstand gegen die Amerikaner umgekommen sein. Chelsea Clinton geriet ebenfalls in die Schusslinie, als sie sich

dem 21. Tropenzyklon von 2020 und dem zweiten, der in diesem Monat Tod und Vernichtung auf der Hauptinsel Luzon brachte, hat Duterte «Klimagerechtigkeit von den Hauptverantwortlichen» gefordert und den Westen beschuldigt, er sei «für die Erwärmung verantwortlich, die den Pazifik aufheizt». Ausserdem erliess er, obwohl als homophober Macho bekannt, in Davao City eine Antidiskriminierungsverordnung. 2016 wurde die erste Transgender-Person ins Parlament gewählt, und drei Jahre später trat Duterte für ein umfassendes Antidiskriminierungsgesetz ein, das «Diskriminierung aufgrund von Alter, ethnischer Herkunft, Geschlecht, sexueller Orientierung und Gender-Identität» verbietet.

Interessanter als seine Ansichten zur sexuellen Orientierung ist für die Welt jedoch seine geopolitische Orientierung. Dass Präsident Obama untätig blieb, als die Chinesen einen Flughafen plus Marinestützpunkt auf den umstrittenen Spratly-Inseln im Südchinesischen Meer bauten, und sich ausserdem in die philippinische Politik einmischte, bestärkte Duterte in seiner historischen Abwendung von Amerika. Nur wenige Monate nach seinem Wahlsieg im Juni 2016 flog er mit einer 400-köpfigen Wirtschaftsdelegation nach China, um für Annäherung und Investitionen zu werben. Seit dem Finanz-

angriffe auf Afghanistan und Pakistan, bei denen sehr viel mehr Zivilisten ums Leben kamen? Diese Frage sollte man Moralphilosophen überlassen. Die Filipinos haben jedenfalls gesprochen. Selbst vier Jahre nach seiner Wahl und trotz seiner bescheidenen Erfolge im Kampf gegen Covid-19 ist Dutertes Popularität ungebrochen. Er ist nicht nur der populärste Politiker in der Geschichte der Philippinen, sondern der ganzen Welt. Wenn die Verfassung nicht eine einmalige Amtszeit von sechs Jahren vorschreibe, stünde seiner Wiederwahl nichts im Wege.

Vermutlich wird er die Kandidatur seiner 42-jährigen Tochter Sara Zimmerman Duterte unterstützen. Als Bürgermeisterin von Davao City und Gründerin ihrer eigenen Partei Hugpong ng Pagbabago (Fraktion für den Wandel) ist sie eine populäre Figur aus eigenem Recht. Sie, die bei einem TV-Auftritt einen Sheriff mehrmals gehohlet hat, weil er einen Gerichtsbeschluss zum Abriss eines Slum-Viertels in Davao City umsetzte, dürfte höchstwahrscheinlich die Nachfolge ihres Vaters antreten – als Teil einer faustkämpferischen politischen Familiendynastie. Der «Dutertismo» wird fortleben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Verfassungsschutz oder Denunziation?

Deutschlands Regierung setzt den Inlandgeheimdienst gegen die Opposition ein. Dass ein demokratischer Staat dies tut, ist ziemlich einzigartig.

Alexander Wendt

In der Corona-Zeit lassen sich auch politische Massnahmen durchsetzen, die nichts mit der Pandemiebekämpfung zu tun haben und in normalen Zeiten auf Kritik stossen würden. Der Chef des Bundesamts für Verfassungsschutz, Thomas Haldenwang, verkündete im Frühjahr, den sogenannten «Flügel» der AfD – den nationalkonservativen Teil um Björn Höcke – zum Verdachtsfall hochzustufen. Schon 2019 hatte er diesen Teil der Partei zum «Prüffall» erklärt.

Das geheimdienstliche Dossier dazu, 258 Seiten stark, stempelte der Verfassungsschutz zwar mit dem Vermerk «vertraulich», reichte es aber offenbar an einige deutsche Medien weiter, die das Material publizierten. Zwar urteilte später ein Gericht, es sei rechtswidrig gewesen, den «Prüffall» öffentlich zu verkünden, denn er entspricht etwa einer Vorermittlung, also der Untersuchung, ob sich überhaupt Anhaltspunkte für eine Verfassungswidrigkeit finden. Es kam sogar heraus, dass ein internes Schreiben Haldenwang vor genau diesen juristischen Konsequenzen warnte.

Partei vor der Spaltung

Ihr Ziel erreichten die Verfassungsschützer und die Bundesregierung allerdings: Die Massnahmen des Inlandgeheimdienstes heizten den Konflikt zwischen dem gemässigten Teil der Partei und dem «Flügel» weiter an. Auf dem AfD-Parteitag Ende November setzte sich Chef Jörg Meuthen als Anführer der Moderaten knapp durch.

Faktisch steht Deutschlands grösste Oppositionspartei vor der Spaltung. Ausserdem haftet ihr der Ruch des Staatsfeindlichen an, da die meisten Deutschen die feinen formalen Unterschiede zwischen Prüffall, Verdachts- und Beobachtungsfall nicht kennen und auch nicht trennscharf zwischen den Nationalkonservativen und den Gemässigten um Meuthen unterscheiden. «Der Verfassungsschutz sendet ein Signal, das hoffentlich viele Wähler verstehen», kommentierte die *Süddeutsche Zeitung* und brachte damit den Zweck der Operation auf den Punkt.

Einen derart direkten Einsatz des Nachrichtendienstes in der Innenpolitik gab es bisher noch nicht. In Artikel 21 des Grundgesetzes heisst es: «Die Parteien wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit.» Davon, dass der Geheimdienst die Willensbildung der Wähler beeinflussen soll, findet sich nichts in der Verfassung. Der Versuch, den regierungsloyalen Teil des Sicherheitsapparats gegen die rechte Partei einzusetzen, begann schon 2019. Im Dezember kündigte Bundesinnenminister Horst Seehofer zusammen mit Geheimdienstchef Haldenwang die Schaffung einer «Zentralstelle zur Aufklärung rechtsextremistischer Umtriebe im öffentlichen Dienst» an. Die Namensgebung der neuen Truppe suggeriert, dass die «rechtsextremistischen Umtriebe» im Inneren des Staats auf jeden Fall existieren und nur noch aufgedeckt werden müssten.

Schon seit dem Herbst kann jeder beim deutschen Bundesamt für Verfassungsschutz anrufen, um einen Tipp zu geben, wenn er etwas über die «Planungen von Gewaltakten und Terroranschlägen» weiss oder auch nur vermutet. Allerdings findet sich auf den Internetseiten des Verfassungsschutzes keine Erklärung, bis wohin nützliche Meldungen reichen und wo in den Augen des Amtes die Denunziation be-



ginnt. Was ist, wenn jemand berichten möchte, dass sein Nachbar die AfD lobt? Auf die Frage der *Weltwoche*, warum der Verfassungsschutz diese Grenze in seinem Web-Text nicht zieht, antwortet die freundliche Sprecherin der Behörde: «Wir wollen ja niemand abschrecken.»

Zum Missfallen der Kanzlerin

Die Regierung von Angela Merkel unternahm seit 2016 systematische Schritte, um den Sicherheitsapparat auf Linie zu bringen. Dessen alte Chefs erachteten vor allem die Grenzöffnung von 2015 als hochriskant und kritisierten sie freimütig. Den Aufstieg der AfD bewerteten sie als zwangsläufige Folge von Merkels Migrationspolitik – aber nicht als echte innere Bedrohung. Als Erster kippte der Chef des Bundesnachrichtendienstes, Gerhard Schindler, aus dem Amt, ein Gegner der ungesteuerten Einwanderung. Er genoss allerdings den Ruf eines völlig regierungsloyalen Beamten. Die Veröffentlichung von Schindlers Memoiren untersagte das Kanzleramt Anfang 2020.

Im Fall des früheren Verfassungsschutzpräsidenten Hans-Georg Maassen bot sich eine Gelegenheit, diesen loszuwerden, als er sich im Sommer 2018 zu den Ereignissen in Chemnitz äusserte – faktisch zutreffend, aber zum Missfallen der Kanzlerin, die von «Hetzjagden» sprach. Ihm folgte mit Verfassungsschutz-Vizechef Thomas Haldenwang ein Beamter, der als politisch gut führbar gilt. Zu seinen ersten Massnahmen gehört die schriftliche Empfehlung an alle Verfassungsschutz-Mitarbeiter, ihrem Dienstherrn selbst anzuzeigen, wenn sie zu dem AfD-«Flügel» oder zur AfD-Jugendorganisation «Junge Alternative» gehören.

Maassen hatte kurz vor seinem Hinauswurf Schritte unternommen, um Verbotsmaterial gegen die Rote Hilfe zu sammeln – eine Organisation, die politische und juristische Unterstützung für linksradikale Straftäter organisiert. Dem Verein fühlt sich auch der SPD-Vizevorsitzende Kevin Kühnert verbunden. Nach Maassens Abgang gab es keinen Anlauf mehr, ein Verbotverfahren gegen die Rote Hilfe anzustrengen.

Mit 100 000 Franken sind Sie dabei

Die Finanzierung neuer Medienprojekte wird kreativer. Originellstes Beispiel ist Markus Somm.



Eine runde Idee braucht immer eine runde Zahl. Im Fall von Markus Somm ist es die runde Zahl von 100 000 Franken.

Somm, der frühere Chefredaktor der *Basler Zeitung*, ist seit Frühjahr auf einer veritablen Tour de Suisse unterwegs. Rund hundert Spitzenvertreter der Schweizer Wirtschaft hat er seitdem quer durchs Land getroffen, meist in deren Büro. Somm war ausgerüstet mit einer gedruckten Power-Point-Präsentation samt Businessplan. Zu jedem der hundert sagte er: «Mit 100 000 Franken sind Sie dabei.»

Somms Projekt ist ein politisches Online-Portal. Am 1. März soll es starten. Es wird eine bürgerlich-liberale Plattform sein, wirtschaftsfreundlich positioniert, meinungsstark, aber an keine Parteilinie gebunden. Es ist damit auch ein Gegenmodell zu den vielen publizistischen Online-Neugründungen von *Watson.ch* bis *Republik.ch*, die in den letzten Jahren entstanden sind und die im links-grünen Mehrheitsstrom schwimmen.

Die Bilanz von Somms Tour de Suisse war durchschlagend. Bisher haben gegen sechzig der hundert Angefragten die 100 000 Franken zugesagt. Rund ein Dutzend, so wie es aussieht, wird bis Ende Jahr noch dazukommen. Damit hat Somm auf seiner Tour de Suisse ein Kapital von sieben Millionen Franken eingesammelt.

Das reicht für Jahre, denn Somms Redaktion wird nur zehn Köpfe zählen. In drei bis vier Jahren soll der *Break-even* erreicht sein.

Somm gelang mit seinen siebzig Geldgebern und seinen sieben Millionen ein neuer Rekord, wenn es um Fundraising für neue Medienprodukte in Millionärskreisen geht. Der bis-

herige Rekordhalter war das linke Online-Portal *Republik* aus Zürich, das 2017 bei reichen Erben wie den alternativen Gebrüdern Meili rund 3,5 Millionen als Startkapital akquiriert hatte.

Somm hat bei der Kreativität, die heute bei der Finanzierung von Medien-Start-ups zwingend ist, eine neue Variante gefunden. Seine Online-Plattform wird eine AG von Gleichgesinnten sein. Die siebzig Aktionäre bekommen für ihre einbezahlten 100 000 Franken alle denselben Aktienanteil. Somm selber

Auch ein paar Schlachtrösser aus der Medienbranche haben als Aktionäre gezeichnet, etwa Tito Tettamanti.

wird zwar deutlich mehr einschiessen, aber nicht die Aktienmehrheit halten.

Unter den siebzig Aktionären findet sich eine Vielzahl bekannter Namen. Mit dabei sind etwa Sergio Ermotti, der ehemalige CEO der UBS und künftige Präsident von Swiss Re, Rolf Dörig, der Präsident von Swiss Life, Mobilezone-Gründer Hans-Ulrich Lehmann, Martin Haefner, der Inhaber der Amag-Gruppe, und Walter Frey, der Besitzer der Emil-Frey-Gruppe.

Auch ein paar Schlachtrösser aus der Medienbranche haben als Aktionäre gezeichnet, etwa Tito Tettamanti, der ehemalige Besitzer von *Bilanz*, *Beobachter* und *Weltwoche*, Konrad Hummler, der frühere Präsident der NZZ-Gruppe, und Erwin Reinhardt, der ehemalige Mehrheitsaktionär von Espace Media und deren *Berner Zeitung*.

Keinen Platz im Aktionariat, das war für Somm von Anfang an klar, haben hingegen aktive Politiker, weil sie die Unabhängigkeit des Unternehmens gefährden könnten. Keinen Platz hat damit auch Christoph Blocher, mit dem Somm zwar persönlich gut befreundet ist, den er aber bewusst nicht an Bord haben wollte.

Es ist dies die Lehre aus Somms Zeit bei der *Basler Zeitung*, die bis 2018 Blocher gehörte. Was der politisch konservative Somm auch immer schrieb, stets sah er sich von der Linken – und damit auch von der Mehrheit der Journalisten – als willfähriger Lautsprecher Blochers diskreditiert. So leicht will er es der Gegenseite diesmal nicht machen.

Wie Somms Online-Magazin heissen wird, ist noch nicht ganz klar. Vermutlich wird es *Nebelspalter* heissen. Somm kann die traditionelle Satirezeitschrift übernehmen, wie er mit deren Besitzer Thomas Engeli verhandelt hat. Der gedruckte *Nebelspalter* wird allerdings auch unter Somm vorderhand im bisherigen Stil weitergeführt.

Der enorme Zuspruch zu Somms Projekt erklärt sich aus einem weitverbreiteten Frust. Es ist die Verbitterung, die bei Schweizer Unternehmern gegenüber der hiesigen Medienszene besteht. Sie fühlen sich vom wirtschaftsfeindlichen Mainstream im rosarot dominierten Journalismus nicht mehr verstanden und oft gar verraten.

Defizite, so weiss man in der Branche, sind immer der beste Boden für neue Medienprojekte. So besehen, müsste sich Markus Somm schon ziemlich dumm anstellen, um keinen Erfolg zu haben.

Kristallfunken auf dem Zugersee

Der grosse Schriftsteller Thomas Hürlimann wird siebzig. Wir treffen ihn zu einer herbstlichen Wasserreise im Herzen der Schweiz, auf der Suche nach dem Geheimnis von Land und Literatur.

Matthias Matussek

Die wichtigste Voraussetzung zur Lektüre von Thomas Hürlimann, diesem Levitationskünstler ersten Ranges, ist eine ganz spezifische Schwindelfreiheit. Es scheint, als wolle bei ihm jedes Wort nach oben, weil es dort offen ist und heiter und so unwahrscheinlich blau wie der Himmel über den Mythen in Schwyz.

Hürlimann erreicht dieses Schweben mit den konventionellsten Mitteln wie Realismus, Grotteske, Plot, Überraschung, Figurenfülle und, vor allem, Humor. Versuchen Sie es, lesen Sie die Wirtschaftswunderkomödie «Vierzig Rosen» oder die Geruchsortie «Fräulein Stark» oder das jüngste Meisterwerk, den Roman «Heimkehr» – er wird Sie, liebe Leser, emporheben und verwandeln.

Hinter spitzen Türmen

Als ich auf Thomas Hürlimann traf in Wien im Juni 2017 anlässlich seiner Vorlesung über das «Kreuz in der modernen Literatur», wurde er vom Dekan der Theologischen Fakultät mit einem Satz aus Hölderlins Elegie «Brod und Wein» eingeführt: «So komm! Dass wir das Offene schauen, / Dass ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.» Und es verwunderte uns Zuhörer kein bisschen, dass so einer, wie er erzählte, mit der Vertikalen aufwuchs, hinter den spitzen Türmen des Klosters Einsiedeln, wo er im schwarzen Rock ministrierte und seine Gebete vor der schwarzen Madonna im Duft von Weihrauch und Kerzenwachs emporsteigen liess.

Bis er, auch das ein rebellenhaft logischer und lustiger erster Sprung – hinaus statt hinauf! –, zum Gründer eines Atheistenklubs wurde, als ihm die Mutter, diesmal die leibliche, eröffnete, dass sie zwei Totgeburten hatte und ihre ungetauften Kinder zwar nicht in der Hölle, aber im Limbus vermutete, worunter sie so litt, dass sie weinte. Und Thomas litt mit und fiel aus dem Glauben. Nicht lange danach fiel er aus dem Unglauben, und das auf Dauer.

Die Magie dieses weissstoppeligen Nickelbrillenträgers bestand an jenem Wiener Juniabend in der Anstrengungslosigkeit, mit der

er durch die Philosophiegeschichte führte, die mit Platons Urbildern begann. Erst die Seele und ihre Erinnerungen, dann die Welt, das ist die Reihenfolge. Und heute verdämmern die Seelen.

Hürlimann zitierte aus dem 17. Kapitel von Plutarchs «Der Untergang der Orakel» jene dramatische Episode um den ägyptischen Kapitän Thamus, dem von den Insulanern aus Taxoi aufgetragen wird, den Einwohnern von Palodes, sollte dort Windstille sein, hinüberzurufen: «Der grosse Pan ist tot». Worauf ein Wehklagen erscholl in der antiken Welt und ein grosses Erschrecken war.

Halbweltdamen und Neurotiker

An diesem Abend in Wien hatten wir die empfindungsreichen bronzezeitlichen Menschen vor Augen, in der blauen Ägäis mit ihren Säulentempeln, und dann sprangen wir mit

Erst die Seele und ihre Erinnerungen, dann die Welt, das ist die Reihenfolge.

Hürlimann in die abgestumpfte Gottvergessenheit und Bildungszerrümmung der 68er in Berlin, wo er über zehn Jahre lang Philosophie studierte und als Dramaturg arbeitete, also hin zu jenem innerlichen Epochenriss, den damals keiner bemerkte, und das war ganz sicher die noch grössere Katastrophe.

Anschliessend feierten wir mit dem Dekan dessen Geburtstag, stahlen uns weg in ein Weinbeisl und tauschten uns aus bis morgens um drei, über die Kindheit, die Indienfahrten, die Sucht, das Theater, die Frauen, die Kirche. Und Hürlimann erzählte von seinen Krebsoperationen, doch jetzt sei alles gut, sagte er.

Und dann verschwand er, und ich las in der Zeitung von erneuten Operationen und Qualen. Doch, typisch Hürlimann, er schrieb darüber nach Art einer unwiderstehlich komischen Restaurantkritik. «Zwei Sterne Abzug für die zu lange Wartezeit und die Architektur. Notaufnahme Zuger Kantonsspital: ein Stern.»

Und dann fällt mir dieser voluminöse Roman «Heimkehr» in die Hände, der mit einem Auto-unfall und einer Amnesie beginnt. Ja, Hürlimann kämpfte nach seinen Krebsoperationen um sein Leben und gleichzeitig um diesen Roman, dessen Schlusslektorat er tatsächlich noch in einer Klinik besorgte.

Ein Himmels- und Höllengelächter dringt aus diesem Schmöker im schönsten Sinn, der beginnt wie ein Mafia-Film und dann abhebt mit Halbweltdamen, Zürcher Neurotikern, lauernnden Nachbarn, einer DDR-deutschen Handyproduktion samt einer Agentin, die aus den Fluten steigt wie Ursula Andress im James-Bond-Film «Dr. No», und immer wieder mit einer sprechenden Katze wie in Bulgakows Roman. Über allem der ferne, gottähnliche Vater und die Erinnerung an die rätselhaft verunglückte Mutter, die aber eventuell gar nicht tot ist.

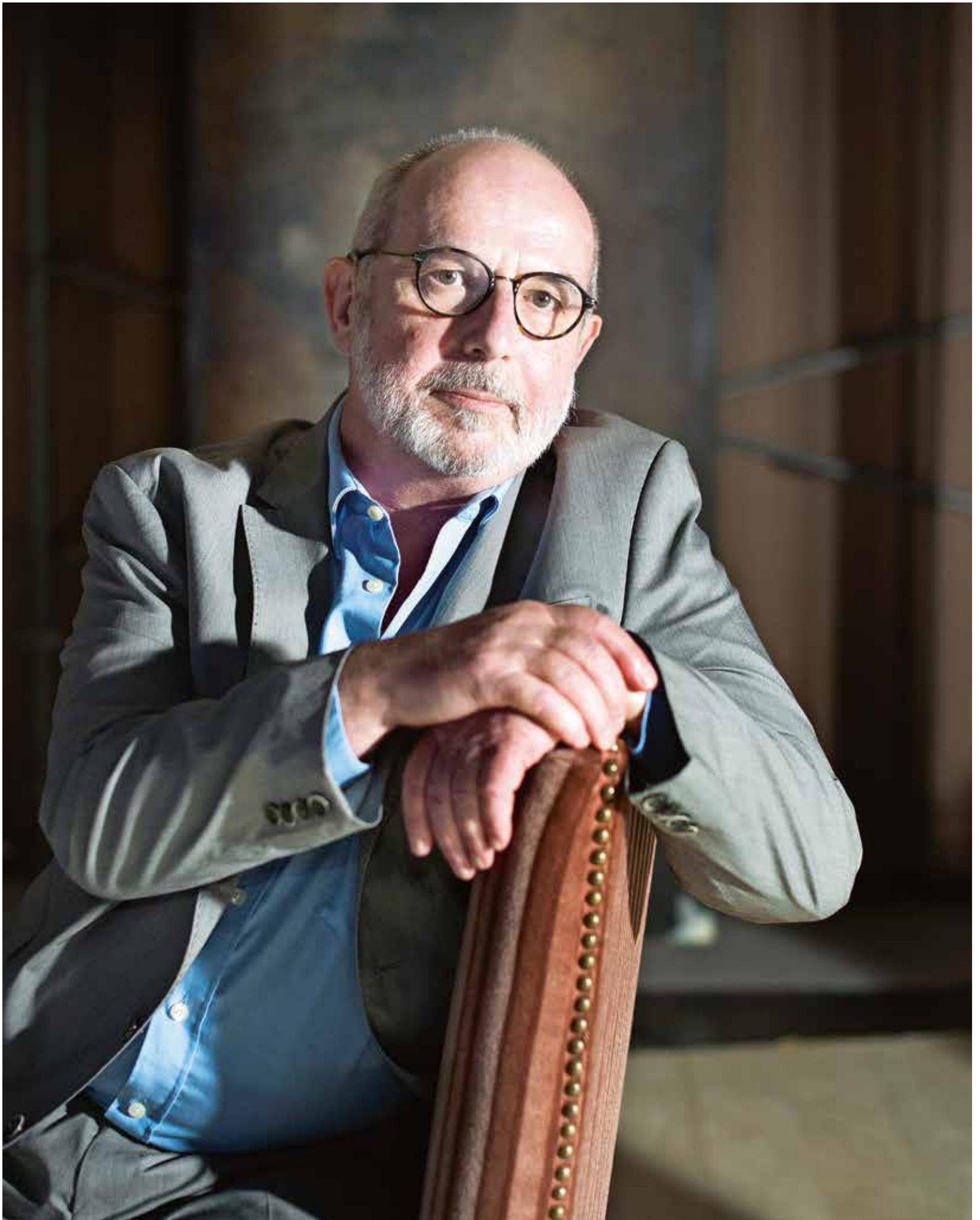
Wunderlich gepaart

Heinrich Übel heisst der Erzähler, nach dem Schweizer Nationalroman schlechthin, Gottfried Kellers «Der grüne Heinrich». 150 Jahre später also erneut ein Künstlerroman, wenn man die Magisterarbeit, die dieser Heinrich seinem Unternehmerpapa, einem Kondomhersteller, widmet, als Kunstwerk betrachtet.

Zwölf Jahre hat Hürlimann an seiner Antwort auf Kellers autobiografisches Erzählmassiv gearbeitet, das seinerseits Goethes «Wilhelm Meister» Reverenz erweist, mit den Maskeraden, den Turm- oder Ateliergesellschaften, den Geschwisterlieben.

«Heimkehr» ist Hürlimanns Opus magnum, über tausend Seiten stark. Da ruft einer hoch in die Schweizer Massive, nicht ohne Komik, nicht ohne Heldenmut: Okay, ich nehme die Herausforderung an, zu meinen Bedingungen, im neuen Jahrtausend, mit jenem schwarzen Humor, den es braucht, um es zu überstehen. Und also antwortete er mit seinem eigenen noch ziemlich grünen Heinrich, seiner eigenen Geschichte aus Leid und Traum und Tod.

Wir treffen uns in Zug und fahren gleich hinaus nach Brunnen, um die Fähre am Vierwald-



«Bisher dachte ich, wir Schweizer hätten ein Freiheitsgen. Das war wohl ein Irrtum»: Jubilar Hürlimann.

stättersee zu besteigen und die Wasserreise ins Herz der Schweiz anzutreten und ihrem Geheimnis auf die Schliche zu kommen, nämlich gleichzeitig Dorf und Welt zu sein.

Grünschillernde Tiefen und grau in den Himmel getürmte Felsbrocken wie auf dem Cover von Hürlimanns «Heimkehr», kaum ein Prospekt auf unserer Erde ist dramatischer und urtümlicher, der zweite Schöpfungstag im Übergang zum dritten, an dem das Land vom Wasser getrennt wird.

All das wunderbar gepaart mit unserem Kaffeetourismus. Wir bestellen Cappuccino, auf dem Deck mit uns fünf, sechs Rentnerpärchen in Corona-gemässen Abständen. «Zum ersten Mal seit Tagen Sonne», sagt Hürlimann aufgeräumt.

Die Sonne bricht aus einem griechisch-blauen Himmel und erheitert die Sinne, so dass wir ins Blödeln geraten, er über einen Kalauer zu Benn («Die schönsten Verse der Menschen, das sind die Gottfried Bennschen»), ich über Rilkes schlechten Mundgeruch, während dieser seiner Alma Mahler-Werfel die Zeilen hauchte: «O ihr Zärtlichen, tretet zuweilen/ in den Atem, der euch nicht meint . . .», schliesslich Gelächter über das Schwäbeln Schillers (gemeinsam), der sich für einen grossen Schauspieler hielt, heitere Gehässigkeiten über die ganz Grossen aus der literarischen Waschküche.

Getragen von uralten Säulen

Ich bin bewaffnet mit Hürlimanns soeben erschienenem Essay-Band «Abendspaziergang mit dem Kater», einer funkelnden Schaffenssumme, einem Bilanzbuch rechtzeitig zu seinem siebzigsten Geburtstag. Es beginnt mit einer Betrachtung über das Schreiben – ein schmerzhaftes Beginnen. Die Klosterschüler sollten hinaus und über Gegenstände ihrer Wahl schreiben, Hürlimann nahm sich eine Baumgruppe vor, sieben Linden, die er als Naturkathedrale beschrieb, errichtet aus Luft und Licht, getragen von uralten Säulen.

«Walafrid hiess der Pater», erzählt Hürlimann auf dem Deck und geniesst den Namen, «der beorderte mich in sein Büro und wollte wissen, wo ich das abgeschrieben habe.»

«Von niemandem!»

Pater Walafrid rief erbost: «Du Lügner!» Und jetzt gerät Hürlimann in nachgeholt Empörung: «Da wurde er so wütend, dass er mich mit dem Lineal auf die Hände schlug, das hat richtig wehgetan!»

Walafrid schlug weiter, Hürlimann blieb standhaft. Kunst verlangt nach Opfern. Charles Bukowski liess auf seinen Grabstein «Don't try» – versuch's erst gar nicht – schreiben, aber der Knabe Thomas Hürlimann sagte sich: «Jetzt erst recht», und liess, gerade sechzehn, ein Theaterstück folgen, in dem die Hauptfigur, ein Adliger, der die Französische Revolution im Erdinnern überstanden hat, nach

ihrem Wiederauftauchen nur noch an der Decke gehen kann.

Der Dramaturg am Zürcher Schauspielhaus sah ein Aufführungsproblem. «Das ist ein Stück für den Zirkus.»

Tropennest am Gletschersee

In die Berge getupfte Almwiesen, das Wasser schimmert so smaragdgrün wie das an der dalmatischen Küste. Wir gelangen zum Uferdörf-

«Eine Nation, die sich in kleinen Räumen organisiert, stimmt auch im Grossen.»

chen Sisikon, sonnig in einen Spalt der Vor-alpen gewürfelt, der den Blick freigibt auf die ferne weisse Pyramide des Uri Rotstocks. Hier unten gedeihen Kiwis, ein Tropennest am 12 000 Jahre alten Gletschersee aus der Eiszeit. Die Natur macht, was sie will – mein Verdacht: Alle Schweizer sind schwindelfrei.

Gute zwölf Jahre lang, erzählt Hürlimann, beschäftigte ihn die Erstfassung seiner «Heimkehr», bis er sie, beflügelt durch ein Rauscherlebnis, zu jener absurden Leichtigkeit hochschrieb, so dass er sie loslassen konnte. Gegen die Schmerzen seiner krebisbedingten Prostata-verschlüsse hatte er Morphium genommen, das sein zehn Jahre jüngerer Bruder, der an Krebs verstarb, hinterlassen hatte, und das er nun an sich selber ausprobierte.

Die Wirkung: ein magischer Touch, eine Aussöhnung mit allen irdischen Widrigkeiten und Widersprüchen, und dieser Touch ermutigte ihn zur Neufassung seines Romans. Nachdem er beim Überqueren einer Strasse – schwer beschwingt – fast von einem Auto überfahren worden war, schmiss er das Fläschchen weg.

Seinem über alles und allen geliebten Bruder hat er vielfach zu danken, denn dieser war es,



der ihn überhaupt ermuntert hatte, zu schreiben. Die bewegendsten Zeilen in seinem Essayband gelten denn auch seinem Bruder Matthias, der am 7. Februar 1980 «aufhörte, zu leben und zu sterben». Da ist sein Tagebucheintrag über die Schwelle, die keine ist nach Hölderlin, denn «Leben ist Tod, und Tod ist auch ein Leben», und wenn es eine Erfahrung gibt, die Thomas Hürlimann in den letzten Jahren durchpulste, dann war es dieser innere Grenzgang.

Die Fähre biegt hinüber zur Schattenseite des Sees, in eine dunkelgrüne Stille, und dann, leicht oberhalb, fast auf Blickhöhe, die berühmteste Wiese der Welt, das Rütli, auf dem sich die geheimen Verschwörer aus den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden trafen, um den Tyrannenmord zu planen und sich des gegenseitigen Beistands zu versichern.

Die Eidgenossen. Mörder. Unterdrückte, die ihre Ketten sprengten. Revolutionäre, die Friedrich Schiller seinen Deutschen zum Vorbild gab, im letzten Drama vor seinem Tod.

In seinem Buch «Wilhelm Tell für die Schule» deutete Max Frisch die Geschichte auf Anregung seines Freundes Bert Brecht neu («Privater Meuchelmord ist nie eine Lösung») und demontierte das Schiller-Werk als «Agitprop-Stück des deutschen Idealismus». Hürlimann kommentiert: «Es war halt diese typische sozialdemokratische Sauce, die er drüber kippte.»

Dramatisch gereckte Schwurhand

Es dunkelt über der Wiese. An der Uferstelle des Rütli steigen Soldaten in Kampfmontur zu. Wird hier immer noch der Schwur geleistet? Hürlimann lächelt. «Nun, die Schweizer ziehen aus dem Mythos immer noch ihren Nektar, aber die Bereitschaft ist mittlerweile gross geworden, sich irgendwelchen Diktaten aus Brüssel zu unterwerfen.» Die unabhängig stolze Schweiz jetzt auch im sozialdemokratischen Treibsand?

Hürlimann war vor drei Jahren eingeladen, eine Rede zum Schweizer Nationalfeiertag am 1. August zu halten, und er erinnerte darin überaus komisch an jene, die sein Vater im Familienkreis geübt und gehalten hatte, mit dramatisch gereckter Schwurhand: «Miteidgenossen!»

Seine konnte er wegen der Krankheit nicht halten, nur einreichen. Sie ist nicht pathetisch, sondern scharf, er spricht über «Toleranz», die Ideologie der Feigheit, über den neuen Gesslerhut der politischen Korrektheit und der gendernden Sprachverhässlichung. «Eine Gesellschaft, der es sprachpolizeilich untersagt wird, sich auf die eigenen Werte und die eigene Geschichte zu berufen, hat zu sterben begonnen.»

Sein Vater, Bundesrat Hans Hürlimann, der 1994 starb, war eine übermächtige Familienfigur, selber Klosterzögling in Einsiedeln und

tieffromm, sein Spottname in der Studenten-
verbindung Corvina war «Tiger». In Hürlimanns Roman «Der grosse Kater» wird er als ein solcher unbarmherzig herausgemisselt. Er gab kurz nach dem Tod seines Sohnes seine Ämter ab. «Aber er verbat sich jede geäusserte Trauer, das Jammern, verbat es sich und der Familie, denn er glaubte an den göttlichen Heilsplan.» An den und, folgt man der Wahrheit des Romans, an seine Karriere.

Dom Pérignon, Jahrgang 1960

Oben im Hang leuchtet gelb das Grandhotel «Sonnenberg», Schauplatz von Hürlimanns Loriot-komischer Geburtstagsfeier für Gottfried Keller unter dem Titel «Dämmer-schoppen». Der Jubilar möchte unerkant auf der Terrasse sitzen vor seinem Schoppen, der Kellner witzelt über Kellers pathetisches «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält ...» – unverschämter Kerl, aber der Dichter gibt ihm düster recht, bis dann doch die insgeheim vorbereitete Party beginnt, die Freudenfeuer auf den Hügeln brennen und der nicht eingeweihte Kellner zum servilen Wicht wird.

Heute wird das Hotel betrieben von den Leuten des Beatles-Gurus Maharishi Mahesh Yogi, einem anderen Levitationsmeister.

Zurück zur Station Brunnen, und bald sitzen wir in einem Fährhaus auf dem Zugersee, das Hürlimann von Verwandten als Wohnung zur Verfügung gestellt wurde. Er muss in der Nähe seines Arztes leben.

Welche Lichtfluten, die an diesem Oktober-nachmittag durch die bodentiefen Fenster fallen! Trinkt, o Augen, von dem goldnen Überfluss der Welt – danke, Keller! Kristallfunken auf dem See, ein Tisch, zwei Stühle und die Goethe-Gesamtausgabe im Regal.

Aus dem Kühlschrank wird ein Dom Pérignon, Jahrgang 1960, hervorgezaubert, ein so funkelnder Tag muss gefeiert werden. Schwebend sprechen wir über die Grenze, die Tür nach drüben, über seine Nacht der Operation.

«Sehen wir uns morgen wieder?», fragte er den Arzt bang am Abend vorher.

«Ich hoffe es.»

Als er gegen vier Uhr morgens vorbereitet wurde, war er ruhig geworden. «Da war eine Frömmigkeit nach beiden Seiten.» Mit der gelebten Welt war er versöhnt, und von der anderen war er plötzlich überzeugt. «Das war keine philosophische Überzeugung, sondern die Wahrheit einer Empfindung. Ich habe mich fast gefreut. Die Toten waren bei mir. Die Grossmutter, mit der ich als Kind gesprochen habe.»

Für die Operation hatte Hürlimanns Schwester Gabrielle den ostdeutschen Professor Dr. Bachmann aufgetrieben; den Schweizer Ärzten war der Eingriff zu riskant, aber dieser Arzt, der in Basel praktiziert, war bereit. Vor dem Eingriff hielt er Rücksprache mit seinem einstigen Chef. «Der war in Stalingrad.»

Lachen, wir stossen wieder an, auf das Risiko Leben, vielleicht auf den Tod, ganz sicher auf das Geheimnis, und wir sprechen plötzlich über den Sturz der Kirchen in die platte Geheimnislosigkeit, über den Liturgieverfall, die Selbstaufgabe des Schwebens.

Hürlimann: «In dem Moment, als der Altarblock in die Mitte geklotzt wurde und die Priester ihr Gesicht zeigten, wurden sie haftbar. Sie waren nicht mehr Mittler, sondern ganz gewöhnliche Jochens oder Ulfs, die da herumstanden, die meisten mit einer politischen Botschaft. Das ist ihnen schlecht bekommen.» Wir lachen höhnisch darüber, muss am Dom Pérignon liegen.

Mittlerweile hat das Naturtheater vom Zugersee noch einmal mächtig mit dem Sonnenuntergang angegeben, der edle Champagner ist verkostet, und wir brechen auf, um eine weitere Schweizer Legende zu besichtigen, den «Gasthof zum Ochsen», den der deutsche Weltbürger Goethe frequentierte, der wiederum vom jungen Gottfried Keller vergöttert wurde.

Nicht die schlechteste Ahnengalerie, die sich da auftut hinter Hürlimanns epochaler «Heimkehr», doch will er sie nicht am «Grünen Heinrich» messen lassen, höchstens im Sinn eines vertrackten biografischen Zahlenspiels. «Beide haben wir unseren Roman zweimal geschrieben, in zwei Fassungen. Keller hat beide veröffentlicht, ich nur die zweite.»

Von der ersten, die lange lag, war er nicht überzeugt. «Sie war so etwas wie die Altersfassung, überlegt und übersichtlich. Dann geriet ich in die Krebs-Geisterbahn, erlebte eine Art Auferstehung und fing danach mit dem Roman von vorn an.» Und das ist die Pointe: «Ich schrieb also die wilde Jugendfassung, anders als Keller, erst im zweiten Anlauf.»

Zeit für letzte Fragen

Tatsächlich sitzt mir da im edlen Restaurant – Holztäfelung, Bernsteinlicht – ein ziemlich jugendsprühender, lachgeneigter Hürlimann gegenüber, und er macht dem Kellner Angst mit der Bemerkung, ich sei ein gefürchteter deutscher Restaurantkritiker. Und prompt bleibe ich in der Rolle und bestelle genau das, was nicht mehr vorrätig ist: Ochsenchwanz.

Es wird dann doch noch einer aufgetrieben, Hürlimann bestellt Reh und sorgt für einen wunderbaren roten Merlot amoroso. Ich überdrehe meine Rolle ins Komische und lasse den Bluff platzen, der Kellner lacht erleichtert mit, und wir haben Zeit für einige letzte Fragen in unserer Aufführung des «Dämmer-schoppens».

Max Frisch oder Gottfried Keller?

«Keller.»

Dürrenmatt oder Robert Walser?

«Früher Walser. Unerreicht in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Ein Originalgenie. Letztthin aber die «Stoffe» von Dürrenmatt. Das ist ein Ergebnis der Krankheit. Ich bin als Leser

unduldsamer geworden. Was ich früher toll fand, stört mich heute: Walsers Manierismus.»

Der Journalist Marx oder der Biograf Augustinus?

«Es fällt mir zwar schwer, für Augustinus zu sein, der uns in die Finsternis der Erbsünde gestossen hat. Auch seine Gnadenlehre macht mir Mühe. Aber was er in den «Bekennnissen» über die Zeit sagt, gehört wohl zum Besten, was im Abendland je gedacht und geschrieben wurde. Also Augustinus.» Das elfte Buch – klar, dass es einem Platoniker wie Hürlimann gefallen muss.

Hürlimann-Gen

Zu guter Letzt noch einmal zur Schweiz. Gibt es hier tatsächlich einen Linksruck?

«Man begegnet ihm nicht unbedingt geballt, aber die Luft hat sich verändert. Bisher dachte ich, wir Schweizer hätten ein Freiheitsgen. Das war wohl ein Irrtum. Auch hierzulande träumen die Intellektuellen und viele, vor allem linke Politiker davon, sich in eine sowjetisierte EU einzuordnen. Das heisst, wir geben auf, was das Beste an unserer Politik war, nämlich von unten nach oben, sprich: von der Gemeinde her, zu politisieren und zu handeln.»

Tatsächlich wäre das eine Verschiebung ins Autoritäre, die sich in Deutschland längst vollzogen hat. Aber warum soll es der Schweiz da bessergehen? Andererseits: Warum nicht?

In Deutschland sind es die Ostdeutschen, die einen daran erinnern, was demokratisch möglich ist. Hürlimann nickt, seine einstige Lebenspartnerin stammt aus Ostberlin.

Noch einmal insistiert er: vom Kleinen ins Grosse. Das sei der Schweizer Weg, erst das Dorf, dann der Bund. «Eine Nation, die sich in kleinen Räumen organisiert, stimmt auch im Grossen; sie setzt sich aus vielen Teilen zusammen, die sich gegenseitig korrigieren und ergänzen. Zudem kann sie niemals nationalistisch sein – sie orientiert sich ja nicht am Nationalen, sondern am Regionalen.»

Jetzt steigert er sich zur Wahlkampfrede – das Hürlimann-Gen: «Neuerdings wollen uns die Mainstream-Medien einreden, nur von oben, also von den Bürokraten und Funktionären, könne eine Veränderung der Schweiz und der Welt zum Besseren durchgesetzt werden. Dieser Irrtum wird das politische Experiment Schweiz beenden.»

Und das wiederum, denken wir hier unten beeindruckt, wäre schade, denn wir kulturkonservativen Freigeister schauen neidisch hinüber in die Schweiz.

Im Übrigen ist der Ochsenchwanz hervorragend.

Es wird schon wieder spät, und wir schweben beide, wobei der Amoroso hilft, und dann lässt sich Hürlimann von Fans, die ihn erkannt haben, durch die Zuger Nacht zurück nach Hause fahren.

Aus dem Parlament lässt er sich tragen

Italiens Opposition feiert einen neuen Freiheitshelden. Vittorio Sgarbi, Kunsthistoriker, Frauenheld und Bürgermeister, hat seiner Stadt ein Maskenverbot verordnet.

Matthias Rüb

Sutri ist Kampfzone. Um die antike Kleinstadt mit heute gut 6600 Einwohnern, fünfzig Kilometer nordwestlich von Rom gelegen, haben Etrusker und Römer heftig gekämpft. Das ist lange her – und doch sehr gegenwärtig. An den Aussenwänden des famosen Amphitheaters, das die Römer vor den Toren von Sutri aus einem gewaltigen Tuffsteinhügel herausgehauen haben, kann man Dutzende von Etruskergräbern bestaunen. Normalerweise. Doch der Antikenpark ist an diesem ersten Adventssonntag geschlossen, obwohl angenehm mildes Ausflugswetter herrscht. Auf einem Aushang steht: «Gemäss DPCM vom 3. November 2020 bleibt der archäologische Komplex bis zum 3. Dezember 2020 für Besucher geschlossen.»

Damit sind wir mittendrin im gegenwärtigen Kampf um Sutri. Die Abkürzung DPCM steht für «Dekret des Präsidenten des Ministerrats». Mit solchen Dekreten regiert Ministerpräsident Giuseppe Conte seit dem 31. Januar, als er nach Ausbruch der Corona-Pandemie über ganz Italien für zunächst sechs Monate den nationalen Notstand verhängte. Im Juli wurde dieser um weitere dreieinhalb Monate und im Oktober, mit der Stimmenmehrheit der linken Koalition von Fünf-Sterne-Bewegung und Sozialdemokraten im Parlament, bis zum 31. Januar 2021 verlängert. Viel spricht dafür, dass Conte bis tief ins kommende Jahr hinein weiter per DPCM «durchregieren» wird.

Atheistischer Katholik

Gegen die faktische Aussetzung parlamentarischer Spielregeln und gegen die fortgesetzte Suspendierung demokratischer Grundrechte in Zeiten der Pandemie schreit in Italien kaum jemand so schrill an wie Vittorio Sgarbi. Sgarbi, Jahrgang 1952, Kunsthistoriker und Ausstellungskurator, Politiker und Fernsehmoderator, Dandy und Grobian, ist seit zweieinhalb Jahren Bürgermeister von Sutri. Bei den Kommunalwahlen vom März 2018 siegte er als Kandidat des Mitte-rechts-Bündnisses «Rinascimento Sgarbi» mit knapp 59 Prozent der Stimmen.



«Nur Diebe und Terroristen verbergen ihr Gesicht»: Politiker Sgarbi.

Sgarbi war, von 2008 bis 2012, auch schon Bürgermeister des sizilianischen Städtchens Salemi, wo er durch den Verkauf leerstehender Häuser für einen Euro an finanzkräftige Investoren die zerfallende Altstadt zu retten versprach. Unter Silvio Berlusconi war Sgarbi zudem Staatssekretär im Ministerium für Kultur und Tourismus, zuvor in Mailand und Venedig Assessor für Kultur. Seit 1992 verfügt er, mit einigen Unterbrechungen, über einen Sitz im Abgeordnetenhaus in Rom. Dort will er sich im nächsten Jahr um den Bürgermeisterposten bewerben.

Sgarbi bezeichnet sich als atheistischen Katholiken, bekennt sich zur Libertinage und hat drei Töchter von drei Frauen. Seine Sammlung von gut 3000 Gemälden, vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart, hütet er im Haus der Eltern in Ferrara. Soeben hat Sgarbi seinen eigenen Brand für Kleidung und Accessoires lanciert.

Bürgermeister Sgarbi wohnt nicht in Sutri. Er nutzt das Städtchen zwar als Bühne zur Selbstdarstellung, kümmert sich aber durchaus um Müllabfuhr und Infrastruktur, organisiert Weihnachtsmärkte und Ausstellungen, um Besucher und Geld in seine Stadt zu bringen. Seinen Kampf gegen die Übergriffigkeit des Pandemiestaats führt Sgarbi nicht als Spass.

Sgarbi ist kein Virusleugner und unterstützt die einschlägigen Hygiene- und zumal die Abstandsregeln. Viele Massnahmen zur

Eindämmung der Pandemie geisselt er aber als unverhältnismässig. Die Bestimmung im jüngsten DPCM vom 3. November zur Schliessung aller Museen hat der Bürgermeister mit einer eigenen Verfügung für Sutri aufgehoben. Doch tags darauf hob der Präfekt der Provinz Viterbo, zu der Sutri gehört, als Vertreter der Zentralregierung in Rom seinerseits die Verfügung des Bürgermeisters wieder auf. Nun muss das Verwaltungsgericht, bei dem Sgarbi Klage gegen den Entscheid des Präfekten eingereicht hat, Anfang Dezember in der Sache entscheiden.

Gegen die Demütigung

Der allgemeinen Pflicht zum Maskentragen auch im Freien in der Region Latium hat Sgarbi ein Maskenverbot für seine Stadt entgegengesetzt. Begründung: «Nur Diebe und Terroristen verbergen ihr Gesicht.» In einem «Manifest von Sutri», das der Bürgermeister aushängen liess, heisst es: «Bürger, wir müssen uns erheben. Sutri, vom Himmel gesegnet, ist eine heilige Stadt. Wir dürfen uns nicht der Angst unterwerfen. Die besten Ärzte haben uns immer gelehrt, dass man im Freien frische Luft atmen muss. Wir sind arbeitende Bürger und keine Untertanen, die den Kopf senken und das Gesicht verbergen. Wir sind frei und lassen uns nicht demütigen. Bürger von Sutri, habt keine Angst! Gott ist mit uns.»

Die Maskenpflicht gilt ungeachtet von Sgarbis Erlass und Manifest dennoch auch in Sutri. Und die meisten Leute halten sich daran. Der Bürgermeister eher selten. Aus dem Plenum des Abgeordnetenhauses in Rom hat man Sgarbi schon mehrfach hinaustragen lassen, weil er seine Maske zum Beispiel über der Stirn statt über Mund und Nase trug. Anders als manches Kabinettsmitglied und mancher Parteiführer hat sich Sgarbi aber bisher nicht mit dem Coronavirus infiziert. Vielleicht weil er frei ist? Und Gott mit ihm?

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent für die Frankfurter Allgemeine Zeitung

Lackmустest für Alain Berset

Der Erpressungsfall Berset war ein Knaller für die Medien.
Wer wagte Kritik am Star-Bundesrat?

Von Kurt W. Zimmermann

Journalismus ist heute Journalismus mit der Stoppuhr. Wer ist mit der Story am schnellsten beim Publikum? Diesmal brauchte der Sieger gerade mal 34 Minuten.

Am letzten Samstag um 17.55 Uhr stellte die *Weltwoche* ihren Primeur zum Fall Alain Berset auf Twitter ins Netz. Titel: «Bundesrat Berset: Erpressung und Vertuschung».

Die Story eines erpressten Bundesrats war eine knallige Premiere in der Schweizer Mediengeschichte. Am zügigsten reagierte unter den fünf grossen Medienhäusern die Zentralredaktion des *Tages-Anzeigers*. Sie brauchte gerade mal eine halbe Stunde. Um 18.29 Uhr schon war sie mit den News draussen («Belastendes Material: Erpresserin wollte 100 000 Franken von Alain Berset»).

Um 19.46 Uhr war die *NZZ* so weit («Alain Berset wurde offenbar mit verfänglichen Fotos und Mails erpresst»). Um 19.50 Uhr schaffte es die CH-Media-Zentralredaktion von *Aargauer Zeitung* bis *Luzerner Zeitung* («Bundesrat Alain Berset soll mit Fotos und E-Mails um 100 000 Franken erpresst worden sein»).

Zwei aber fehlten. Wo war der *Blick*? Wo war das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)? Beide haben teure Online-Redaktionen. Doch beide schwiegen wie die Lämmer.

Wir sind damit bei einem schönen Fall von politischem Protektionismus. Protektionismus ist das Gegenteil von Publizistik.

SRF schonte Berset, nachdem es ihn seit Monaten glorifiziert hatte. «Der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort», hatte man zuvor den Politiker bejubelt, der in kürzester Zeit vom AHV-Schwimmschüler zum Corona-Superstar emporgestiegen war.

Das Schweizer Radio schwieg denn die Berset-Affäre über Tage in den Nachrichten tot. Die «Tagesschau» liess es erst bei einem 25-sekündigen Wortbeitrag bewenden und legte erst am Montag einen Bericht der Bundeshausredaktion nach. «10 vor 10» sendete bis heute zum Thema nicht eine Sekunde. Auch SRF online reagierte erst, nachdem die Sonntagsblätter die Geschichte weiter ausgebreitet hatten. Die Ehre der Öffentlich-Rechtlichen retteten das «Echo der Zeit» und

«Info 3», die beide 24 Stunden nach dem *Weltwoche*-Scoop eigene Beiträge produzierten.

Bei den Ringier-Blättern war die Schonzone ebenso ausgeprägt, auch hier war Berset seit dem Frühjahr der Held. «Der Mann, der jetzt die Aufgabe seines Lebens erfüllen könnte, heisst Alain Berset», ermunterte ihn der *Blick*-Kommentar selbst noch vor wenigen Wochen, als die Corona-Zahlen und die Kritik am Gesundheitsminister gewaltig angeschwollen waren. Letzte Woche prangte Coverboy Berset gleichzeitig auf den Titeln der *Glückspost* wie der *Schweizer Illustrierten*.

Blick und *Blick TV* schienen darum wie erschlagen, als der Ringier-Favorit plötzlich kein Strahlemann mehr war. Der *Blick* schaffte fast zwei Tage lang keine eigene Story zum Fall – das dürfte bei Affären dieser Art ein neuer Blattrekord sein. Nur der *Sonntagsblick* reagierte journalistisch abgeklärt und hob die Story auf zwei Seiten ins Blatt.

Auch in den Analysen und Kommentaren waren die Unterschiede enorm. Hier zeigt sich, ob die Medien dem etwas pathetischen Anspruch einer vierten Gewalt genügen, welche die Politik und die Justizbehörden kritisch hinterfragt.

Am kritischsten mit Berset und der Bundesanwaltschaft, welche die womöglich belastenden Mails und Bilder vorausseilend gelöscht hatte, waren der *Tages-Anzeiger* und die

mit ihm verbundenen Blätter. Berset Verhalten sei «fahrlässig», weil er eine Erpressung von öffentlichem Interesse viel zu lange unter dem privaten Deckel gehalten hatte. Fazit: «Das Bett ist privat – anderes nicht.»

Ähnlich kritisch äusserte sich die *NZZ*. Auch aus ihrer Sicht will die Öffentlichkeit zu Recht wissen, was da genau bei Berset und bei der Bundesanwaltschaft gelaufen ist. Fazit: «Ein erpressbarer Bundesrat sollte kein Bundesrat mehr sein.»

Problemlos lief die Geschichte anderswo ab. «Alain Berset hat richtig reagiert», wussten die Zeitungen von CH Media. Berset habe sich nichts «zuschulden kommen lassen», entwarnte die «Tagesschau». Und beim *Blick*, keine Überraschung, verzichtete man gleich gänzlich auf einen Kommentar zum Hero des Hauses.

Wir können also einen Lackmустest durchführen, wie sich die Medien im Fall Berset geschlagen haben. Haben sie die News professionell verbreitet, oder hatten sie eine politische Agenda? Und haben sie auch einen Star-Bundesrat ohne Rücksichten durchleuchtet?

Wie man aus der Chemiestunde weiss, bedeutet die Farbe Rot bei einem Lackmустest einen sehr hohen Säuregehalt, Gelb einen hohen Säuregehalt, Grün einen mittleren Säuregehalt und Blau einen tiefen Säuregrad. Auf die Medien übertragen heisst das: Einen hohen Säuregehalt haben die kritischen Journalisten.

Im Fall Berset leuchtet der *Tages-Anzeiger* in knalligem Rot. Die Redaktion war ebenso professionell wie politisch unabhängig. Gelb steht die *NZZ* da, etwas bedächtig, aber auch auf gesunder Distanz zur Regierungsmacht. Grün, also reichlich langsam und wenig kritisch, kommt CH Media daher. Bläulich, also journalistisch eher säurefrei, schimmern das Schweizer Radio und Fernsehen sowie die *Blick*-Gruppe, wobei besonders das Schweizer TV inkompetent und verpolitisiert agierte.

Fassen wir den Lackmустest zusammen. Die Hausfarbe des *Tages-Anzeigers* ist Blau. Im Fall Berset war das Blatt vorbildlich rot. Die Hausfarben von SRF und *Blick* sind Rot. Im Fall Berset waren sie allzu blau.



Robert Louis-Dreyfus' Vermächtnis

Die französisch-schweizerische Louis-Dreyfus-Gruppe entwickelte sich in Familienhand zu einem führenden Handelsunternehmen. Jetzt tritt mit Kyril Dreyfus die nächste Generation an.

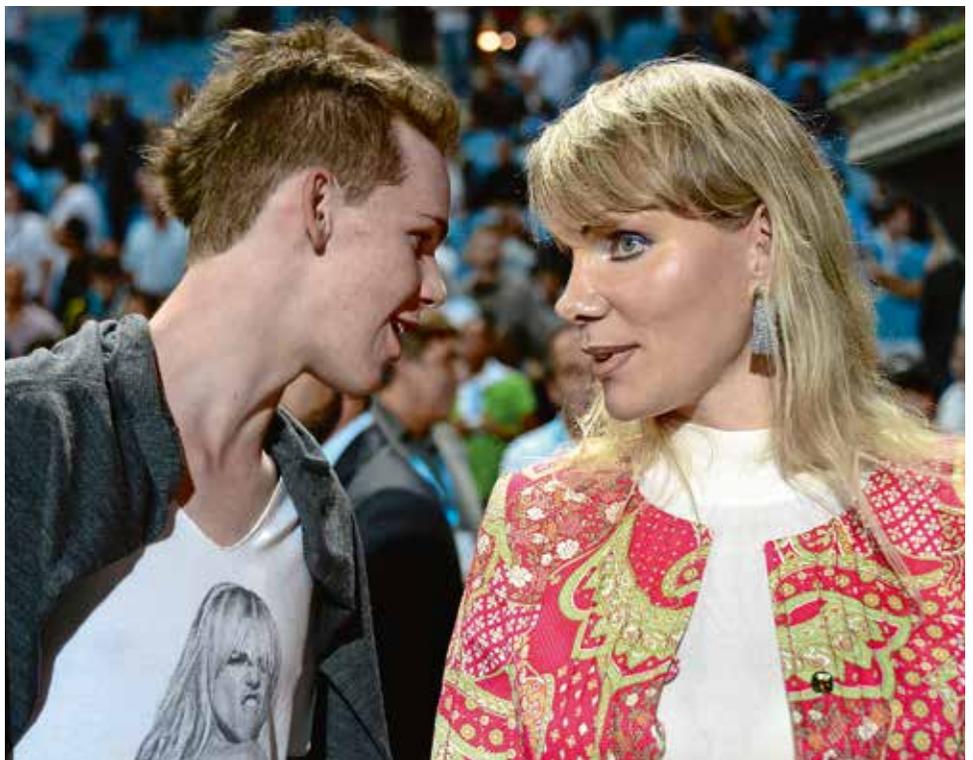
René Lüchinger

Der Geisteszustand der Fussballverrücktheit scheint vererbbar zu sein. Zumindest in dieser Familie. Robert Louis-Dreyfus (RLD), bis zu seinem Tod im Jahr 2009 Clan-Chef der französisch-schweizerischen Sippe, hatte über die Jahre rund 200 Millionen Euro in die Fussballsöldner von Olympique Marseille gepumpt. «Ich bin fussballverrückt», hatte Louis-Dreyfus einst in einer Art Selbstdiagnose bekannt, «was ich hier mache, ist ziemlich irrational.» Und so bekam es RLD mit MLD zu tun – das Kürzel steht für Dreyfus' damalige Gattin Margarita Louis-Dreyfus. Ob das noch normal sei, soll sie ihm an den Kopf geworfen haben. Seine Antwort ist nicht überliefert.

Wohl aber die Breaking News, die der britische *Guardian* Mitte November 2020 veröffentlicht hat: «Sunderland vereinbart Übernahmevertrag mit dem 22-jährigen Louis-Dreyfus-Erben.» Demnach will wieder ein Spross der Familie der fussballerischen Irrationalität frönen und diesmal die Dreyfus-Schatulle für einen unterklassigen Fussballklub im Nordosten Englands öffnen, der seine Heimspiele im schön klingenden Stadium of Light austrägt. Kyril Louis-Dreyfus, einer von drei Söhnen von RLD und MLD und in Zürich geboren, soll sich, wie es heisst, aus einem Zwei-Milliarden-Dollar-Fonds bedienen können, um sich in den britischen Traditionsverein einkaufen zu können.

Nonchalance beim Pokerspiel

Grosse Zahlen müssen es offenbar sein, wenn ein Dreyfus seine Leidenschaft für das Leder auslebt. Hasardeure sind sie deshalb nicht. Über Generationen hat die Familie ihr Unternehmen aufgebaut und gegen alle Widerstände zusammengehalten, so dass heute ein kleines Pläsierchen drinliegt, auch wenn es ein sündhaft teures ist. Der Namensgeber der heutigen Louis-Dreyfus Company war noch Bauer im Elsass, als sein damals achtzehnjähriger Sohn Léopold im Jahr 1851 die Firma gründete. Den Bauern in der Umgebung kaufte dieser ihren Weizen ab und verfrachtete ihn in das nahegelegene Basel – heute ist daraus ein glo-



Aus ähnlichem Holz geschnitzt wie der verstorbene Gatte:
Margarita Louis-Dreyfus mit Sohn Kyril.

bal dominanter Händler von Agrarrohstoffen wie Zitrusfrüchten, Zucker, Kaffee oder Baumwolle geworden. Die Dreyfus waren tüchtig,

Über Generationen hat die Familie ihr Unternehmen aufgebaut und gegen alle Widerstände zusammengehalten.

entwickelten ihr Unternehmen in die Breite, in den Immobilien- oder Finanzsektor hinein und galten bereits Anfang des 20. Jahrhunderts als eine der reichsten Familien Frankreichs.

In dieses familiäre Biotop wurde Robert Louis-Dreyfus im Jahr 1946 hineingeboren und entwickelte sich zumindest anfänglich nicht so, wie es sich für einen mit diesem prominenten Namen wohl geziemt hätte. Bei der Maturprüfung fiel er zweimal durch und ent-

wickelte stattdessen eine Fähigkeit, die ihn im Leben schneller voranbringen konnte: Im Pariser Traditionsgymnasium Lycée Janson de Saille war er berüchtigt für seine Fingerfertigkeit beim Pokerspiel und die Nonchalance, mit der er seinen Mitschülern aus betuchten Häusern mit den Karten in der Hand das Bare aus der Tasche zog. «Ich», bekannte er einmal, «bin ein Spieler.» Fast spielerisch, über einen kleinen Umweg, ergatterte er sich dann doch noch einen der standesgemässen Ausbildungsplätze an der Harvard Business School. Das kam so: 1967 verbrachte Robert Louis-Dreyfus einige Zeit in einem israelischen Kibbuz, als gerade der Sechstagekrieg tobte. Diese Erfahrung packte er in eine eindrucksvolle Präsentation, welche die Harvard-Jury derart überzeugte, dass er in Massachusetts Aufnahme fand.

Nach dem Studium hatte Robert Louis-Dreyfus beruflich zunächst wohl das zu tun, was ihm in die Wiege gelegt worden ist: Er heuerte bei der Louis Dreyfus Company an, legte Hand an die Diversifikation in das Tierfutter-Business. Nicht gerade das, was einem Pokerspieler das Adrenalin in die Adern treibt. Familienunternehmen seien schon schön, räsionierte er einmal, «von aussen betrachtet». Er selber wollte aber ein grösseres Rad drehen. Er heuerte bei IMS Health Inc. an, einem US-Marktforschungsunternehmen für die Pharmaindustrie, dessen Chef Louis-Dreyfus in Harvard kennengelernt hatte. Als dieser erkrankte, stieg er dort zur Nummer eins auf, übernahm schliesslich die Firma, drückte die Marktkapitalisierung bis Ende der 1980er Jahre von 80 Millionen auf 1,8 Milliarden Dollar hoch und verkaufte das Unternehmen, an dem er sich selber fleissig beteiligt hatte, für 1,7 Milliarden Dollar an Dun & Bradstreet, transferierte wohl als Feriengeld 100 Millionen Dollar auf sein Bankkonto und verschwand in den Urlaub nach China.

Image des schwarzen Schafs

Das war ein Poker-Deal nach seinem Gusto, der nach getaner erfolgreicher Arbeit auch eine Auszeit erlaubte. Und ganz nebenbei: Der Mann, der sorgenlos als schwerreicher Dreyfus-Erbe hätte durchs Leben schreiten können, hatte sein erstes eigenes Vermögen gemacht und sich einen nonkonformistischen Habitus zurechtgelegt: ein zerknittertes Outfit, passend zu seinen Businessmeetings, die er unrasiert und krawattenlos, meist mit dem Füssen auf dem Tisch und Zigarre im Mund, abzuhalten pflegte. Das Image des schwarzen Schafs in der Familie wollte schliesslich gepflegt sein.

Mit Anfang vierzig fehlte Robert Louis-Dreyfus all das. Er hatte längst ausgesorgt, konnte den lieben langen Tag verlustierend auf Schweizer Skipisten herumkurven – doch zum Glück rief Maurice Saatchi an: Dem Mitgründer der börsenkotierten britischen Werbeagentur und seinem Bruder Charles stand finanziell das Wasser bis zum Hals. Die Firma drückten eine halbe Milliarde Dollar Schulden, und die Kreativen tanzten auf zu vielen Hochzeiten. Saatchi wollte ihn als eisernen Besen in seiner Kreativbude, weil keiner mit Finanzen fixer war als Robert Louis-Dreyfus und keiner besser zu den oft leicht durchgeknallten Werbern passte als eben dieser Charismatiker.

Er selber habe bei Saatchi & Saatchi «den grössten Spass ausserhalb des Sex» gehabt, meinte Louis-Dreyfus später gegenüber der *New York Times*. Als er mit seinem Besen durch war, waren bei Saatchi & Saatchi ein paar tausend Jobs gestrichen und die Oldtimer- und Gemäldesammlungen der Gründer infolge Notverkäufe arg dezimiert. Aber die Werbeagentur schrieb wieder Gewinn, und Louis-Dreyfus



Grosse Zahlen mussten es sein:
Patron Robert Louis-Dreyfus.

war «der Mann, der Saatchi & Saatchi rettete», adelte ihn die lachsfarbene *Financial Times*.

Der Protagonist dieser Erfolgs-Story war freilich schon längst auf der Suche nach dem neuen Kick, einem neuen Spiel mit neuem Blatt. Und fand diesen erneut in einem heruntergewirtschafteten Traditionshaus: Adidas war nach dem Tod des Gründers Adi Dassler zur Marke mittelalterlicher Herren geschrumpft, die Sport im Dress mit den drei Streifen höchstens noch im Ohrensessel vor dem Fernseher sitzend betrieben, während die Kids und Twens auf Reebok oder Nike flogen. Als RLD auch bei Adidas durch war, war die Firma ein trendiger Global Player, ein Highflyer an der Börse, der Protagonist in diesem Spiel um ein paar hundert Millionen Euro reicher und *best buddy* von Fussballgrössen wie Sepp Blatter, Franz Beckenbauer oder Uli Hoeness – als Robert Louis-Dreyfus an Leukämie starb, kamen sie alle zum Begräbnis.

Für die Witwe Margarita Louis-Dreyfus und Mutter von den damals drei Teenagern Eric und den Zwillingen Kyril und Maurice begann eine schwierige Zeit: Sie war 47-jährig, unternehmerisch unerfahren und zumindest treuhänderisch Erbe eines Mehrheitsanteils an der Louis Dreyfus Company, die ihr verstorbener Gatte nach Abschluss seines Adidas-Abenteuers geleitet hatte – ein Koloss von einem Unternehmen mit Tausenden von Arbeitsplätzen und einem Milliardenumsatz. Und MLD hatte ein letztes Vermächtnis von RLD zu erfüllen: das Familiensilber dereinst sicher an die Söhne weiterzuleiten. Dafür hatte er die Familienstiftung Akira gegründet, dort seinen 61-Prozent-Anteil eingebracht und die Leitung in die Hände von drei Protektoren gelegt.

Epischer Kampf mit den Schwestern

Für Margarita Louis-Dreyfus begannen damit die Probleme. Sie verfügte über keine Zweidrittelmehrheit in der Firma, da wichtige An-

teile in den Händen von ihr nicht unbedingt wohlgesonnenen Schwestern ihres verstorbenen Gatten lagen. Ähnlich in der Stiftung: Dort war MLD zwar eine Protektorin, die anderen beiden arbeiteten aber eher gegen sie.

In dieser fast ausweglosen Situation verwandelte sich Margarita Louis-Dreyfus «in eine wilde Geschäftsfrau», wie der *Figaro* urteilte, setzte alles auf eine Karte, zeigte der Welt, dass sie aus ähnlichem Holz geschnitzt ist wie der verstorbene Gatte. Nach einem epischen Kampf hat sie den Schwestern die Anteile abgekauft und die unkooperativen Protektoren aus der Stiftung gedrückt. Der Preis war hoch: Für den Auskauf hat sie, berichtete Bloomberg Anfang Jahr, einen Milliardenkredit bei der Credit Suisse aufnehmen und sämtliche Aktien der Familienfirma als Sicherheit hinterlegen müssen. Inzwischen hat sie 45 Prozent der Familienfirma an den Staatsfonds in Abu Dhabi verkauft, auch «zur Begleichung von Schulden», wie sie dem Wirtschaftsmagazin *Bilanz* erklärte.

Das Vermächtnis ist damit erfüllt: Margarita Louis-Dreyfus hat das Familiensilber für ihre Söhne wieder beisammen und amtiert als Präsidentin des Verwaltungsrats. Ausgeschlossen ist auch, heisst es, dass weitere Nachkommen an der Familienfirma erbberechtigt sein könnten – Margarita Louis-Dreyfus ist inzwischen mit dem ehemaligen Nationalbank-Präsidenten Philipp Hildebrand liiert und hat nochmals Zwillinge, Mädchen diesmal, geboren.

So ist alles wie immer im Haus Dreyfus: Das Vermögen der Familie erlaubt es dem nächsten Dreyfus, fussballverrückt zu sein. Sollte Kyril Louis-Dreyfus trotz allen Millionen mit Sunderland nie eine nennenswerte Trophäe gewinnen, wäre das kein Beinbruch. Das ist seinem Vater mit Olympique Marseille auch nie gelungen.

Anzeige

Wissen
für Suchende

Klarheit
fürs
Leben



wissend.info

Warum Fachrisadeh jetzt getötet wurde

Der iranische Atomphysiker Mohsen Fachrisadeh stand seit Jahren auf der Abschussliste Israels. Der Schlüssel zu seinem rätselhaften Tod liegt nicht in Jerusalem, sondern in Washington.

Pierre Heumann

Es war Freitagnachmittag. Im Iran ein Ruhetag. Mohsen Fachrisadeh, die zentrale Figur im militärischen Atomprogramm der Islamischen Republik, hatte soeben seinen Lunch bei den Schwiegereltern in Absard beendet, einem Städtchen mit rund 10 000 Einwohnern, das bei der Elite des Landes sehr beliebt ist. Jetzt war Fachrisadeh unterwegs in die siebzig Kilometer entfernte Hauptstadt, zum Forschungsinstitut des Verteidigungsministeriums. Weil er seit Jahren zu den Top-Zielen des israelischen Geheimdienstes Mossad gehörte, sorgte ein Konvoi mit drei Autos und mehreren Bewaffneten für seinen Schutz. So gefährdet war Fachrisadeh, dass er sich aus Angst vor einem Anschlag kaum in der Öffentlichkeit zeigte.

Doch bei dem Angriff, der dem Leben und Wirken des 62-Jährigen am 27. November ein jähes Ende setzte, waren die Bodyguards machtlos. Mohsen Fachrisadeh war auf der Stelle tot.

Für das Regime des Iran ist sein Tod ein herber Verlust und eine Schmach zugleich. Erstens verlor es den Mann, der sich wie kein Zweiter für die Atombombe «made in Iran» eingesetzt hatte. Er war Brigadegeneral in den Revolutionsgarden und Professor für Kerntechnik an der Imam-Hossein-Universität. Er war, ohne selber fromm zu sein, eine loyale Stütze der Ajatollahs und direkt dem Revolutionsführer unterstellt.

Mysteriöse Umstände

Die meisten Menschen seien zwar ersetzbar, sagt in Tel Aviv der frühere Chef des militärischen Geheimdienstes, Amos Yadlin, der heute das Institute for National Security Studies (INSS) leitet. Aber auf Fachrisadeh treffe das nicht zu. Er war die treibende Kraft hinter dem Streben des Regimes nach einer Atombombe, charismatischer Akademiker und motivierender Manager zugleich. Es gebe niemanden, der in Sachen Wissen, Autorität und Organisations-talent mit ihm vergleichbar sei. Sein Tod werde das militärische Nuklearprogramm verzögern, sagt Raz Zimmt, der für die israelische Armee

Entwicklungen im Iran beobachtet und analysiert hat, bevor er als Iran-Experte ans INSS wechselte.

Auch wenn Israel für die gezielte Tötung des Top-Mannes (wie üblich in solchen Fällen) keine Verantwortung übernommen hat, zweifelt niemand daran, dass der Mossad einmal



Treibende Kraft:
Atomexperte Fachrisadeh.

mehr im Land des Erzfeindes zugeschlagen hat. Gestützt wird diese Annahme in Teheran unter anderem damit, dass am Tatort Hinweise auf eine israelische Waffe gefunden wurden. Aber auch ohne Spuren liegt die Vermutung auf der Hand, dass es sich bei den Tätern um die üblichen Verdächtigen handelt.

Seit Jahren setzen Mossad-Agenten die Strategie Israels um, im Iran mit gezielten Tötungen von Nuklearphysikern oder durch Cyberattacken auf Atomanlagen den Fortschritt des militärischen Atomprogramms zu verzögern. Wiederholt fanden in den vergangenen Jahren Physiker und Chemiker unter mysteriösen Umständen den Tod. Und oft auf die gleiche Weise: Sie starben durch Schüsse auf ihre Autos, durch Bomben, die von vorbeibrausenden Motorradfahrern am Autodach festgemacht wurden, oder wie jetzt – wahrscheinlich – durch eine Kombination ähnlicher Methoden.

Dass dem Mossad ein Attentat auf eine der bestgeschützten Figuren gelungen ist, sorgt

in Teheran für höchste Unruhe. Bisher wurden die Attentate von den Iranern meistens heruntergespielt. Dieses Mal aber ist es gerade umgekehrt: Das Regime fordert Rache – jetzt oder zumindest in absehbarer Zeit. Genug der Demütigungen, sagen sie.

Hypothek für Biden

Vor zwei Jahren stahlen Mossad-Agenten das iranische Atomarchiv und schmuggelten es nach Israel. Es enthielt Dokumente mit den geheim gehaltenen Arbeiten der iranischen Forscher. Prominentester Name auf den Dokumenten: Mohsen Fachrisadeh. Er hatte einen Teil der Informationen handschriftlich festgehalten – so vertraulich waren sie. Als Benjamin Netanjahu in einer Live-Sendung die Ankunft des Archivs in Israel publik machte, sagte er einen Satz, der jetzt wie die Ankündigung des Attentats klingt: «Merkt euch den Namen Dr. Mohsen Fachrisadeh.»

Der Zeitpunkt des jüngsten Attentats wurde mit grosser Wahrscheinlichkeit mit politischem Kalkül gewählt. Der künftige US-Präsident Joe Biden werde nicht mehr automatisch grünes Licht für geheime Aktionen geben, sagt Iran-Experte Zimmt. Als Beleg erwähnt er ein Zitat des den Demokraten nahestehenden ehemaligen CIA-Chefs John Brennan. Dieser hat den tödlichen Anschlag als «kriminellen Akt [...] von Staatsterrorismus» scharf kritisiert.

Mossad-Aktionen erfordern das Einverständnis des Regierungschefs. In heiklen Fällen werden sie auch mit den USA abgesprochen, was wohl auch dieses Mal geschah. Das Attentat wirkt sich bereits jetzt auf die Iran-Politik Bidens aus, der offenbar mit einer Annäherung an den Iran liebäugelt. Rächt sich Teheran mit einer spektakulären Operation, wird es für Biden schwierig sein, mit dem Iran über einen neuen Nuklear-Deal zu verhandeln. Verzichtet das Regime auf eine Vergeltungsaktion, dürfte es einen höheren Preis für Kompromisse in der Atomfrage verlangen. So oder so: Die Nahostpolitik des nächsten Präsidenten hat bereits begonnen.

Schwerer Abschied

Trumps Verhalten gefährdet zwar nicht die amerikanische Demokratie, aber es macht ratlos.



Politik zielt auf Machtgewinn, Machterhalt und die Nutzung der Macht für politische (und manchmal auch persönliche) Zwecke. Damit gehen Menschen unterschiedlich um. Je länger jemand ein politisches Amt ausübt und je intensiver er sich mit seiner Rolle, ihrem Prestige und den Möglichkeiten der Machtausübung identifiziert, umso schwerer fällt eines Tages der unvermeidliche Abschied. Wo es dem Selbstbild des Politikers nicht mehr gelingt, Amt und Person ausreichend voneinander zu trennen, führt der Amtsverlust oft in eine persönliche Lebenskrise. Dies mag erklären, warum viele Politiker so lange an ihren Ämtern kleben.

Meine Grossmutter – ostdeutsche Vertriebene, evangelisch und, eben, weiblich – wurde 1952 in meiner Heimatstadt Recklinghausen von der CDU als Kandidatin für die Kommunalwahlen angeworben. Sie kam in den Stadtrat, wurde Vorsitzende im Kulturausschuss, Mitglied im Landschaftsverband Westfalen und Vorsitzende des örtlichen Roten Kreuzes. Neunzig Prozent aller Anrufe in meinem Elternhaus galten ihr. Meine ersten Lektionen in der Politik lernte ich als Zehnjähriger, indem ich ihr bei ihren oft längeren Telefonaten zuhörte und sie mir danach erklärte, wer angerufen hatte und worum es dabei gegangen war. Wohin ich meine Grossmutter auch begleitete, sie wurde in unserer kleinen Grossstadt mit 130 000 Einwohnern überall begrüsst und war weitaus bekannter als der Rest der Familie und alle Menschen, die ich sonst kannte. Als sie Ende der sechziger Jahre trotz bester Gesundheit alle ihre Ämter stufenweise abgab, fragte ich sie nach dem Grund, und sie antwortete lapidar, man müsse gehen, solange der eige-

ne Abschied noch bedauert werde. Zu oft habe sie das Gegenteil erlebt, und sie nannte mir Beispiele aus der Kommunal- und Landespolitik. Ihre Worte hatte ich im Ohr, als ich 2009 als Berliner Finanzsenator auf dem Höhepunkt meiner Erfolge die Landespolitik verliess.

Gerade Politiker, die in Ämtern alt geworden sind, können sich oft nicht vorstellen, dass es ohne sie weitergeht:

— Der erste Reichskanzler, Otto von Bismarck, geboren im Jahr 1815, hatte seine 1890 erfolgte Entlassung durch den jungen Kaiser Wilhelm II. in den verbleibenden acht Lebensjahren nie verwunden. Er hielt sich für unentbehrlich und konnte doch nicht verhindern, dass das Deutsche Reich nach 1890 allmählich auf ein aussenpolitisch falsches Gleis geriet.

— Konrad Adenauer klammerte sich noch 1963 mit 87 Jahren an die Kanzlerschaft, weil er keinem anderen die aussenpolitische Führung der jungen Bundesrepublik zutraute. Bei seinem unmittelbaren Nachfolger Ludwig Erhard behielt er recht, sein aussenpolitischer Erbe wurde dann schliesslich Willy Brandt.

— Helmut Kohl verpasste 1998 einen selbstbestimmten Abgang, weil er Deutschland noch selber in den Euro führen wollte.

— Gerhard Schröder konnte in der Bundestagswahl 2005 die sicher scheinende Niederlage durch einen fulminanten Wahlkampf fast noch abwenden. Rotweinselig reklamierte er am Wahlabend gegenüber einer konsternierten Angela Merkel trotz anderslautenden Hochrechnungen den Wahlsieg zunächst für sich. Dieser Auftritt gehörte zu den unterhaltsamsten Minuten, die ich je im deutschen Fernsehen erlebt habe. Am

nächsten Morgen allerdings – mittlerweile nüchtern und in Kenntnis des vorläufigen amtlichen Ergebnisses – akzeptierte er seine Niederlage und gratulierte artig Angela Merkel.

Bei Donald Trump verläuft die Lernkurve offenbar nicht so schnell. Auch zwei Wochen nach der Präsidentschaftswahl hat er seine knappe Niederlage noch nicht öffentlich eingestanden, vielmehr Wahlbetrug beklagt und in mehreren Bundesstaaten Klagen angestossen. Spätestens am 6. Januar 2021, wenn unter dem Vorsitz des amtierenden Vizepräsidenten Mike Pence im Kongress die Stimmen der Wahlmänner gezählt werden, wird auch Trump das Ergebnis anerkennen müssen. Sein Verhalten ist der logische Abschluss seiner vier Amtsjahre, in denen er immer wieder versuchte, festgefügte Regeln und scheinbar unumstössliche Massstäbe des politischen Betriebs ausser Kraft zu setzen.

Trumps Verhalten gefährdet zwar nicht die amerikanische Demokratie, aber es macht ratlos. Unser Vertrauen in die Demokratie beruht zum grossen Teil auf der Annahme, dass ein rationaler Diskurs grundsätzlich möglich ist und das offenkundig Absurde ebenso wie die schiere Inkompetenz in einer öffentlichen Debatte auch blossgestellt werden können.

Der demokratische Prozess – so unsere Hoffnung – führt durch seine gnadenlose Selektivität auch dann zu einer Bestenauslese, wenn es den Wählern im Durchschnitt an Information und Überblick mangelt. Dieses Vertrauen ist zumindest bei mir durch Trumps anhaltenden politischen Erfolg in der ältesten Demokratie der westlichen Welt erschüttert worden.

Wie Google Wahlen manipuliert

Google hat die Macht, Millionen von Wähler durch gezielte Nachrichten zu beeinflussen, sagt Professor Robert Epstein. Der grosse Profiteur bei der US-Wahl war Joe Biden.

Urs Gehriger

Wer heute im Internet nach Informationen sucht, kommt um Google nicht herum. Der Gigant aus dem Silicon Valley ist die meistbesuchte Website der Welt. Doch die Suchmaschine spuckt nicht bloss aus, was man finden will. Offenbar werden auch Inhalte geschaltet, die Nutzer nicht bewusst wahrnehmen, die diese aber in ihrem Wahlverhalten beeinflussen – und sogar Wahlen entscheiden können.

Alles Spinnerei? Robert Epstein, leitender Forschungspsychologe am American Institute for Behavioral Research and Technology in Kalifornien, schüttelt den Kopf. «Und ist es Wahnsinn, so hat es doch Methode», kann man seine Haltung mit Hamlet zusammenfassen. Der Internetriese habe Nutzern seiner Plattform mit gezielten Botschaften eine politische Agenda aufgedrängt. Google habe die Manipulation so breit angelegt, dass sie bei den jüngsten US-Wahlen «mindestens sechs Millionen» Wähler beeinflusst habe, ihre Stimme für die Demokraten abzugeben.

Eine Art Lauschangriff

Vor den Wahlen hatte sich Epstein angeschickt, Googles Methode zu enthüllen. Er tat dies durch eine Art Lauschangriff. Sein Projektteam rekrutierte drei Gruppen von 733 registrierten Wählern: «Konservative», «Linke» und «politisch Unentschlossene» in drei sogenannten Swing-States – Arizona, Florida und North Carolina –, wo die Resultate traditionsgemäss sehr knapp ausfallen. Jeder dieser 733 Wähler wurde – im ausdrücklichen Einverständnis – mit einer speziellen Software ausgestattet, dank der jede seiner Bewegungen im Internet verfolgt werden konnte. «Mit Hilfe der Software konnten wir ihnen dauernd über die Schulter schauen», so Epstein.

Epsteins Lauschangriff auf Big Tech hatte zum Ziel, sogenannte «flüchtige» Inhalte zu registrieren. Dies sind Inhalte wie Suchergebnisse und Suchvorschläge, Erinnerungen auf der Google- oder Facebook-Homepage, News-



«Zahlreiche Belege gezielter Beeinflussung»: Präsidentenpaar Biden.

feeds, Youtube-Sequenzen, die nur kurz auf dem Bildschirm erscheinen. Sie können eine nachhaltige Wirkung auf Nutzer haben, ohne jedoch Spuren zu hinterlassen. Da sie nach kurzer Zeit für immer verschwinden, kann man sie nicht zurückverfolgen.

Dem Forscher aus Kalifornien ist dies offenbar trotzdem gelungen. Er habe es geschafft, diese Inhalte zu speichern, erklärt Epstein im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Mehr als eine halbe Million Nachrichten», die kurz auf den Bildschirmen seiner Projekt-Agenten auftauchten, habe er festgehalten und in einem Archiv gesammelt.

«Wir haben in der Tat zahlreiche Belege gezielter Beeinflussung registriert», sagt Epstein. Und er spricht auch von einem rauchenden Colt – einem eindeutigen Beweis, dass Google seine Beeinflussungsaktion ganz gezielt führe. «Wir stellten fest, dass in der Woche vom 26. Oktober, also kurz vor der Wahl, nur unsere linken Projekt-Agenten auf der Google-Homepage einen Wahlauftrag erhielten.» Unter denjenigen Agenten, die sich selbst als «konservativ» auswiesen, «sah nicht eine einzige Person eine

Wahlerinnerung auf der Homepage». Am 29. Oktober entschloss sich Epstein, diese Ergebnisse in der *New York Post* zu veröffentlichen. Darauf habe sich Googles Beeinflussungsstrategie innert Stunden komplett geändert. «Ab Mitternacht desselben Kalendertags erhielten alle unsere Agenten auf der Google-Homepage Wahlerinnerungen. Und so blieb es bis zum Ende des Wahltags am 3. November.»

Die Daten würden alle veröffentlicht, damit sich jeder über die Strategie von Google ein Bild machen könne. Google selbst gewährt keine Einsicht in seine Operationen. «Es handelt sich um ein privates Unternehmen, das sehr geheim vorgeht, es gibt also keine Transparenz», sagt Epstein. «Ausserdem werden die Verantwortlichen von Google nicht zur Rechenschaft gezogen.»

Anders als Medien wie die *New York Times* und Fox News ist Google vor Rechtsstreitigkeiten geschützt.

«Wirklich wichtige Werte»

Doch wer steht hinter der Operation, die bei der jüngsten US-Wahl angeblich zugunsten der Demokraten durchgeführt wurde? «Die Spitzenmanager des Unternehmens», ist Epstein überzeugt. Er verweist auf veröffentlichte Dokumente, in welchen Google-Manager erklären, alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um die Wiederwahl Trumps zu verhindern. Ruth Porat, die Finanzchefin der Google-Mutter Alphabet, gelobte nach Trumps Wahlsieg 2016 an einer Versammlung von Google-Mitarbeitern, das Unternehmen werde seine «grosse Stärke, Ressourcen und Reichweite» nutzen, «um wirklich wichtige Werte zu fördern». Die Rede wurde auf Video aufgezeichnet und von Google-Mitarbeitern der Öffentlichkeit zugespielt. Ebenso ein Video mit Aussagen ähnlichen Inhalts von Youtube-CEO Susan Wojcicki.

Epstein ist ein Pionier in seinem Metier. «Ich bin der Erste, der Überwachungssysteme für Big-Tech-Firmen eingerichtet hat», sagt er im

Interview. Sein erstes Projekt führte er 2013 durch. «Wir haben mit vielen Gruppen aus verschiedenen Ländern zusammengearbeitet und zu fünf nationalen Wahlen Studien verfasst. Wir sind sehr zuversichtlich, was die Genauigkeit unserer Zahlen betrifft.» Bis das Forschungsmaterial über die jüngsten US-Wahlen vollständig ausgewertet sei, dauere es Monate. Doch könne er aufgrund der erhobenen Daten bereits jetzt sagen, dass Biden als Profiteur der Google-Operation dastehe.

450 Besuche im Weissen Haus

Epstein glaubt denn auch nicht, dass Biden als Präsident gegen den Internetriesen vorgehen werde. «Meiner Meinung nach steht Biden vollständig unter der Kontrolle von Google.» Epstein begründet seine Aussage damit, dass «Alphabet, Google und Google-Mitarbeiter zu seinen [Bidens] grössten Geldgebern gehören». Der Suchmaschine-Gigant Google baue seine Macht sukzessiv aus, indem er die Loyalität von Politikern und Wissenschaftlern mit Geld kaufe.

Präsident Barack Obama habe Google in seiner zweiten Amtszeit die Türen der Regierung weit geöffnet. «Eine der ersten Aktionen Obamas im Januar 2013 war die Einstellung der kartellrechtlichen Untersuchung gegen Google.» Wenig

später ernannte er Google-Managerin Megan Smith zum nationalen Chief Technology Officer. «Am Ende von Obamas zweiter Amtszeit wurden sechs Bundesbehörden von ehemaligen Google-Führungskräften geleitet. Es gab 450 Besuche von Google-Vertretern im Weissen Haus. Das sind etwa zehn Mal mehr Visiten, als jedes andere Unternehmen abgestattet hat», sagt Epstein. Präsident Trump habe den Kontakt

«Meiner Meinung nach steht Biden vollständig unter der Kontrolle von Google.»

mit Google nach Amtsantritt sofort eingestellt und die Google-Leute aus führenden Stellen der US-Behörden entfernt.

Epstein bezeichnet sich selbst als Demokrat, der eine linke Politik befürworte. «Trump habe ich nie unterstützt.» Von daher könnte er sich über Googles Manipulation zugunsten der Demokraten eigentlich freuen. Doch es geht um weit mehr als um Parteipolitik. «Wenn wir Unternehmen wie Google erlauben, den Ausgang unserer Wahlen zu kontrollieren, dann haben wir keine Demokratie mehr.» Epstein weist ausserdem darauf hin,

dass Google nicht konsequent nach einem Links-rechts-Schema vorgeht. In China habe Google mit der Kommunistischen Partei bei der Bespitzelung und Kontrolle der chinesischen Bevölkerung kooperiert.

Nachrichten aus Georgia

Epstein sieht in Überwachungsaktionen von Big-Tech-Firmen derzeit das einzige Mittel, deren Manipulationen in Schranken zu weisen. Als jüngstes Beispiel nennt er Georgia. Kurz vor dem Gespräch mit der *Weltwoche* erhielt Epstein erste Daten aus dem US-Bundesstaat, wo im Januar eine Nachwahl für die beiden Senatorensitze stattfindet. Von deren Ausgang hängt ab, ob die Demokraten auch im US-Senat eine Mehrheit gewinnen werden. «Ausgehend von den ersten Daten, die wir erhalten, geschieht in Georgia Erstaunliches», so Epstein. Keiner seiner Feld-Agenten habe dort eine Abstimmungserinnerung erhalten. Mit anderen Worten: «Es scheint, dass Google sich von dieser Art der Manipulation völlig zurückgezogen hat.»

Epstein könnte dies als persönlichen Erfolg seiner Operation feiern, über welche US-Medien in den letzten Wochen berichtet haben. Doch er bleibt skeptisch. «Es könnte auch sein, dass Google uns gehackt hat und unsere Fähigkeit untergräbt, genaue Daten zu sammeln.»



Bindella
la vita è bella

Bezaubernde
Mariage -
Anmut, Kraft
und Eleganz.



Jetzt bestellen: bindella.ch



Steinerne Seele Ambris

Die Valascia, das einzigartige Reduit südlich des Gotthards, hat bald ausgedient. Eine Ode auf eine Legende unter den Hockey-Stadien.

Klaus Zaugg

Einmal noch wollte ich die Valascia sehen und erleben. Für einmal nicht vor oder während oder nach einem Spiel. Für einmal nicht auf der einzigen Tribüne der Hockey-Welt, die bebt, wenn Wellen der Begeisterung durch die Arena brausen. Für einmal nicht in einer jener bitterkalten Winternächte, die diesen Hockey-Kraftort zum kältesten westlich des Urals und südlich des Polarkreises machen. Nicht in dem magischen Moment, in dem die Siegeshymne «La Montanara» erklingt. Sondern ein einziges, ein letztes Mal in der Ruhe und Stille eines späten Sommertages. In Begleitung von Pius Koller. Offiziell Fotograf. Aber eigentlich mehr Künstler, Hockey-Romantiker und im Herzen einer von Ambri. Und wer hätte für uns ein besserer «Reiseführer» sein können als Paolo Duca? Ein Sohn der Leventina, der Ambri einst als Spieler und Captain prägte und nun als Sportdirektor durch schwierige Zeiten navigiert. Und siehe da: Still und leer übt die Valascia eine noch grössere, seltsame, beinahe unheimliche Faszination aus. Müsste Dan Brown ein Hockey-Stadion in seinen düster-magischen Geschichten einbauen – er würde die verlassene Valascia an einem Spätsommertag beschreiben. Sie wirkt wie eine Mischung aus einem geheimen Rückzugsort der Tempelritter und einem Atom-bunker für den Bundesrat.

Bunker im Schatten

Fremder, trittst du ein in den Bauch der Valascia, dort, wo die Spieler das Eis betreten und verlassen, dann siehst du auf der linken Seite erst einmal den langen Gang, der direkt zum Heiligtum, zur Kabine von Ambri, führt. Ich habe unzählige Stadien gesehen, auch in Nordamerika und in Russland. Aber so etwas wie diesen Gang mit dem sterilen Charme eines Bunkers, bemalt mit den blauen Klubfarben, gibt es sonst nirgendwo auf der Welt. Logisch, hier befinden wir uns ja auch in einer gigantischen Zivilschutzanlage mit mächtigen, dicken Mauern, die auch den Lawinen widerstehen, die von den steilen Bergflanken herabdonnern können.

Historiker vermuten, dass die Ortsbezeichnung Ambri vom Wort *ombra* kommt: Schatten. Das Dorf und die Valascia liegen am rechten Rand des Tals. Auf der Schattenseite. Im November verschwindet die Sonne hinter den hohen Bergen, hinter dem Pizzo Massari, einem Gipfel der Lepontinischen Alpen, die die Leventina



Fast wie Michelangelos Fresken:
Hockey-Stadion Valascia.

vom Val Lavizzara trennen. Diese Melancholie aus der scheinbar ewigen Nacht von November bis Februar erklärt uns ein wenig die Melancholie, die mitschwingt bei einem Klub, der noch nie Meister geworden ist.

Wie viele Kammern sind es?

Wie ein Fuchsbau aus Beton ist dieser Bauch der Valascia. Ohne kundige Führung würde sich der Unkundige hier verirren. Gewaltige Betontüren werden geöffnet. Wieder befinden wir uns in einem langen Gang. An den Wänden Bilder aus der ruhmreichen Vergangenheit, fast (aber schon nicht ganz) wie Michelangelos Fresken in der Sixtinischen Kapelle. Links und rechts lassen sich Türen öffnen. Es gibt in dieser unterirdischen Welt zusätzliche Kabinen für die Junioren. Ein Trainerbüro. Verwinkelte Krafträume für die Spieler. Einen Aufenthaltsraum für die Frauen und Freundinnen der Spieler und für die Kinder. Räumlichkeiten zum Verstauen von Material. Aber nicht alles auf einer Ebene. Wir steigen Treppen hinauf

und Treppen hinab. Wie viele Kammern sind es? Ich habe sie nicht gezählt. Aber zwanzig sind es mindestens. An einer Wand lese ich einen Leitspruch, und wer ihn gelesen hat weiss, warum sich Ambri seit dem Wiederaufstieg von 1985 im Hockey-Geschäft zu behaupten vermag wie das gallische Dorf von Asterix und Obelix im römischen Weltreich. Auch ohne den Zaubertank von Miraculix. «Se non puoi correre, allora cammina. Se non puoi camminare, allora striscia. Fai ciò che devi fare, però vai avanti e non mollare. Non mollare mai!» (Wenn du nicht laufen kannst, dann gehe. Wenn du nicht gehen kannst, dann krieche. Tu, was du tun musst, aber geh' vorwärts und gib nie auf. Gib niemals auf!)

Feind aus dem Osten

In der Valascia könnte sich nebst der Bevölkerung des Dorfes auch eine ganze Kompanie unserer Gebirgstruppen einrichten. Inklusive Arrestlokal. Hätte es die Valascia in den dreissiger und vierziger Jahren in dieser Form schon gegeben, dann wäre sie ein Eckpunkt des Réduit, der weltberühmten Alpenfestung von General Henri Guisan, geworden. Das ist die Valascia eben auch: ein Reduit, eine Trutzburg, ein sicherer Rückzugsort. In Beton gegossene Geschichte. In Beton gegossene Leidenschaft. In Beton gegossener Ruhm. Aber auch in Beton gegossene Welt-offenheit und Versöhnung. Wenn der Gotthard als «steinerne Seele der Schweiz» bezeichnet wird, dann ist die Valascia die steinerne Seele Ambris. Diese Anlage, während des Kalten Kriegs gebaut, um uns vor einem Feind aus dem Osten, vor den Russen, zu schützen, haben die Russen schliesslich tatsächlich erobert: Igor Tschibirew, Petr Malkow, Waleri Kamenski, Dimitri Kwartalnow, Juri Leonow, Igor Fedulow und Oleg Petrow haben uns mit ihrer Kunst die Hockey-Seele in so manchen bitterkalten Winternächten gewärmt. Und nie ist Ambri höher gestiegen als mit Oleg Petrow – bis hinauf auf den Gipfel des Qualifikationssieges. Bis hinauf in den Final. Und den hat Ambri im Frühjahr 1999 verloren. Gegen Lugano.

Chancen des Westens

Der neue Fünfjahresplan der Kommunistischen Partei sieht den Aufbruch in eine neue Epoche vor. Qualitatives Wachstum und Kooperation werden der ganzen Welt zugutekommen.

Wang Shihting

Im Oktober fand in Peking das Fünfte Plenum des Neunzehnten Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas statt. Dabei wurde unter anderem das Dokument «CPC Central Committee's Proposals for the 14th Five-Year Plan (2021–2025) for National Economic and Social Development and the Long-Range Objectives Through the Year 2035» verabschiedet. Was für ein Dokument ist das? Kurz gesagt, stellt es den Entwicklungsplan Chinas für die nächsten fünf Jahre und darüber hinaus dar. Und gleichzeitig können alle Länder auf der Welt in diesem Dokument ihre Chancen finden.

Gemäss den Ausführungen weist die zukünftige Entwicklung Chinas drei «Neuigkeiten» auf, das heisst ein neues Entwicklungsstadium, ein neues Entwicklungskonzept und ein neues Entwicklungsmuster.

1. Zum neuen Entwicklungsstadium: In der bisherigen Stufe galt das Ziel, den Aufbau der Gesellschaft mit bescheidenem Wohlstand bis Ende 2020 umfassend vollendet zu haben. 1978 lebten in China 780 Millionen Menschen in Armut, Ende 2019 waren es 5,51 Millionen. Die absolute Armut wird voraussichtlich Ende 2020 vollständig beseitigt sein. Das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf hat bereits die Schwelle von 10 000 US-Dollar überschritten, der Aufbau der Gesellschaft mit bescheidenem Wohlstand ist somit vollendet. In China leben rund 1,4 Milliarden Menschen. Aus welchem Blickwinkel auch immer betrachtet, hat China damit eine bemerkenswerte Leistung in der Geschichte der Menschheit vollbracht. Ab 2021 wird das Land in eine neue Entwicklungsphase eintreten, indem wir mit dem umfassenden Aufbau eines sozialistischen modernen Landes beginnen. Bis 2035 soll die sozialistische Modernisierung des Landes im Grossen und Ganzen realisiert sein und bis 2050 der Aufbau zu einem starken modernen sozialistischen Land. Diese Phase stellt den Meilenstein der chinesischen Entwicklung dar. China ist ein Land, das gut im Planen ist und sich verpflichtet, seine Versprechen zu erfüllen und seine Pläne zu verwirklichen. In jedem Entwicklungsstadium ist es gelungen, einen Ent-

wicklungsplan rational und pragmatisch festzulegen und diesen dann auch mit beiden Beinen auf festem Boden in die Praxis umzusetzen. In jedem einzelnen Schritt geht man gründlich vor.

2. Zum neuen Entwicklungskonzept: Generell geht es darum, das neue Entwicklungskonzept in der neuen Entwicklungsphase anhand der Grundprinzipien «Innovation, Koordination, Grün, Offenheit und Teilen» mit Entschlossenheit durchzusetzen. Dies unterscheidet sich von den bisherigen Entwicklungskonzepten. In Zukunft wird China grösseren Wert auf die qualitative Wirtschaftsentwicklung legen, wobei Innovation als Hauptmotor der Entwicklung gilt. Zudem wird es sich noch stärker bemühen, dem Publikum die Fortschritte zugänglich zu machen, so dass die Errungenschaften allen Menschen gleichermaßen zugutekommen werden.

3. Über das neue Entwicklungsmuster: Konkret geht es ums Etablieren eines Entwicklungsmodells der «Dualen Zirkulation», bei dem der interne Wirtschaftskreislauf als die Hauptstütze fungiert und gleichzeitig interne

und externe Märkte sich gegenseitig beflügeln. Allerdings soll dies keineswegs als ein abgeschlossener interner Zyklus missverstanden werden. Es ist ein offener dualer Kreislauf mit interner und externer Zirkulation. Dass China sich für das Zustandekommen des asiatischen Freihandelsabkommens RCEP engagiert und diesen Vertrag kürzlich unterzeichnete, ist ein Beleg für die weitere Öffnung des Landes. Wir werden darauf bestehen, die Öffnung in allen Bereichen zu erweitern, die Liberalisierung und Erleichterung von Handel und Investitionen voranzutreiben sowie die internationale Kooperation zu fördern, um gegenseitigen Nutzen und eine Win-win-Situation zu schaffen.

Laut einer Statistik des Internationalen Währungsfonds steuerte China zwischen 2009 und 2019 rund 34 Prozent zum globalen BIP-Wachstum bei. Damit gilt das Land als Hauptmotor des globalen Wirtschaftswachstums. Der nun veröffentlichte Entwicklungsplan, eine Art Blaupause Chinas für die Zukunft, wird allen anderen Ländern mehr Chancen bieten. Deshalb gilt diesem Dokument weltweit grosse Aufmerksamkeit.

Die unterschiedlichen Systeme und Kulturen Chinas und der Schweiz hindern die beiden Länder nicht daran, ihre Kooperation zu verstärken, Vorteile daraus zu realisieren und eine Win-win-Situation zu schaffen. Beides sind offene Volkswirtschaften und entschlossene Verfechter des Freihandels und des Multilateralismus. Beide sind verantwortungsvoll und guten Willens, durch harte Arbeit die eigene Entwicklung voranzutreiben, und hoffen, dass ihre eigenen Fortschritte auch global Chancen und Impulse bringen. Wir sind bereit, die Kooperation mit der Schweiz zu vertiefen und Hand in Hand daran zu arbeiten, die bilateralen Beziehungen zu fördern, die vielfältige Früchte tragen werden. Gleichzeitig werden wir gemeinsam einen grösseren Beitrag zur Erholung und Weiterentwicklung der Weltwirtschaft leisten.

Wang Shihting ist seit Sommer 2020 Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz.



Das schmerzende Geschlecht

Die Schweiz erlebt einen Transgender-Boom. Ein Gespräch mit dem Psychiater David García Núñez darüber, was Geschlecht bedeutet und ob Transsein gesellschaftlich ansteckend ist.

Katharina Fontana

Eine Cis-Frau und ein Cis-Mann treffen sich in einem Café und sprechen über Transsexualität. Das ist nicht der Anfang eines Witzes, sondern die genderkorrekte Bezeichnung der Schreibenden und ihres Gesprächspartners, des Psychiaters David García Núñez. Im gendersensiblen Milieu bereits bestens verankert, dürfte das Gender-ABC der breiten Bevölkerung noch nicht restlos vertraut sein, deshalb hier die Erklärung. Cis-Menschen sehen sich als das, was sie in biologischer Hinsicht sind: als Mann oder als Frau. Bei den anderen, den Transmenschen, den Nichtbinären, den Pangender, den Geschlechtsfluiden und wie die Splittergrüppchen alle heissen, ist das nicht so: Sie fühlen sich dem anderen Geschlecht zugehörig oder verstehen sich als eine Kategorie, die sich zwischen Mann und Frau verortet, als ein Mix, als ein Neutrum oder als etwas ganz Eigenes.

Man kann von diesem Geschlechterreichtum halten, was man will. Tatsache ist: Die Zahl der Transmenschen nimmt zu, weltweit, auch in der Schweiz. Bei den Jugendlichen kann man fast von einem Boom sprechen – auf tiefem Niveau zwar, man geht von einem halben Prozent der Bevölkerung aus. Einen Boom erlebt das Thema auch in der Politik: In der Wintersession wird das eidgenössische Parlament voraussichtlich eine Gesetzesvorlage gutheissen, die es jeder Person erlaubt, ihr amtliches Geschlecht unabhängig von den körperlichen Attributen frei zu wählen; allein die innere Überzeugung zählt, ob man eine Frau oder ein Mann ist. Daneben wird auch über die Schaffung eines dritten Geschlechts diskutiert, das etliche Länder bereits eingeführt haben.

«Ähnlich wie Zahnweh»

David García Núñez gehört zu den führenden Experten in der Schweiz, wenn es um Geschlechtsidentität geht. Am Basler Unispital hat der Psychiater den Schwerpunkt für Geschlechtervarianz aufgebaut, wo Patienten beim Geschlechtsübergang begleitet und jährlich mehr als 150 geschlechtsangleichende Operationen durchgeführt werden. Der



«Es gibt nicht nur Rosa oder Blau»:
Schauspielerinnen Angelina Jolie mit ihrem Kind Shiloh.

45-jährige mit südspanischen Wurzeln ist nicht nur Arzt, sondern seit 2017 auch Vertreter der sehr linken Alternativen Liste im Zürcher Gemeinderat, wo er sich unter anderem für die Anliegen der LGBTIQ-Gemeinschaft einsetzt. Und er ist ein interessanter Gesprächspartner, der der Journalistin in einer Kaffeestunde die komplexe Trans-Thematik näherbringt und sich nichts anmerken lässt, wenn sie sich nicht an die Gendersprache hält und skeptische Fragen zum Transgender-Boom stellt.

Man kann García als Avantgardisten unter den Psychiatern bezeichnen, denn er hat zu

einem neuen medizinischen Verständnis von Geschlechtlichkeit beigetragen. Die Vorstellung, dass Transmenschen Männer sind, die zu Frauen gemacht werden, oder umgekehrt, gilt heute als überholt. «Es sind Personen, die unter einem Geschlechterschmerz leiden», sagt García und lässt den Begriff erst einmal wirken. Geschlechterschmerz? Was muss man sich unter einem Geschlechterschmerz vorstellen? «Das ist ähnlich, wie wenn Sie Zahnweh haben. Die Menschen, die zu mir kommen, fühlen eine Geschlechterspannung in sich, medizinisch heisst das Geschlechtsdysphorie. Es handelt

sich um ein Leiden beziehungsweise um eine tiefe Unzufriedenheit mit einem Anteil des eigenen Geschlechts.»

Was die Ursachen der Geschlechtsdysphorie sind, weiss man nicht. Vielleicht spielen toxi-kologische Faktoren während der Schwangerschaft eine Rolle, vielleicht liegt es an einem hohen Testosteronspiegel der werdenden Mutter, der auf die Hirnstruktur des Embryos einwirkt. «Das sind allerdings nur Hypothesen, kaum abgesichert, wie so vieles beim Thema Geschlecht», sagt García. «Es existiert nicht einmal eine gemeinsame Basis, auf der man sich verständigen kann. Wenn Mediziner über das Geschlecht reden, meinen die einen die sexuelle Orientierung, die anderen die Genitalien, wieder andere die Geschlechterrolle. Das Geschlecht ist ein ewiges Thema, doch wir wissen viel zu wenig darüber.»

Wie definiert denn der Experte für Geschlechtervarianz selber das Geschlecht? García überlegt einen Moment, bevor er die Antwort gibt: «Geschlecht ist eine biologische, psychologische und soziale Ordnung, die es den Menschen erlaubt, sich in ihrem Leben zu entfalten, zu orientieren und gegenüber anderen zu zeigen.» Es handelt sich also nicht bloss um ein soziales Konstrukt, wie die Genderforschung behauptet? «Geschlecht ist nicht etwas, was allein durch Genetik und Hormone determiniert wird, es hat aber selbstverständlich eine Basis im Körper. Wie gross der Anteil der Biologie ist, weiss man allerdings nicht.»

Ab vier Jahren ist man trans oder nicht

Was auffällt: Immer mehr sind es Frauen, die das Geschlecht wechseln. «Vor zwanzig Jahren kamen drei Transfrauen auf einen Transmann, jetzt stellen beide Gruppen die Hälfte. Bei den Jugendlichen kann man sogar einen leichten Überhang der transmaskulinen Personen feststellen», sagt García. Das Risiko, sozial abzustiegen, sei vor allem bei den Transfrauen massiv. Er kenne solche, die eine solid bürgerliche Existenz als Mann geführt hätten, «mit Familie, Auto, Haus und dritter Säule. Mit fünfzig wagten sie endlich den Schritt zur Transfrau, in der Annahme, ihnen könne nichts passieren. Kurze Zeit später lag ihr ganzes Leben in Brüchen.»

Wenn sich ein Fünfzigjähriger für diesen Weg entscheidet, ist das eine Sache. Eine ganz andere ist es, wenn sich Kinder und Teenager hinterfragen, welchem Geschlecht sie angehören. Dass die Kinder- und Jugendpsychiatrie eine spürbare Zunahme solcher Patienten verzeichnet, beunruhigt García nicht. «Die jungen Menschen wissen heute, dass es für sie nicht nur die Kategorien Rosa oder Blau gibt, sondern dass sie Alternativen haben. Wenn sie sich die Frage nach ihrer Geschlechtsidentität heute vermehrt stellen, sehe ich das als Vorteil.»



«Ähnlich wie Zahnweh»:
Avanguardist Núñez.

Etliche Eltern werden bei diesen Aussagen innerlich aufjaulen und sich wünschen, dass ihre Kinder sich solche Fragen zum Geschlecht gerade nicht stellen. Denn das Thema ist in der Schule und im Internet omnipräsent, Transsein liegt im Trend und wird von Aktivisten als etwas dargestellt, was man nur mutig ausprobieren soll. Besteht nicht die Gefahr, dass Junge in einem Alter, in dem die Unsicher-

«Das Geschlecht ist ein ewiges Thema, doch wir wissen viel zu wenig darüber.»

heiten riesig sind, dadurch überhaupt erst auf die Idee gebracht werden, mit ihnen könne etwas nicht stimmen? Dass sie sozusagen gesellschaftlich angesteckt werden?

García winkt ab. «Ab dem vierten Lebensjahr ist die Geschlechtsidentität im Prinzip fixiert, man sucht sie sich nicht nach Belieben aus. Kinder und Jugendliche bilden sich den Geschlechterschmerz nicht ein, das Problem wird ihnen auch nicht durch die Schule einge-redet. Dasselbe hört man über den Sexualunterricht: Man würde Kinder auf komische Praktiken aufmerksam machen. Doch Kinder beschäftigen sich schon sehr früh mit ihrem Körper, die Jungs etwa mit der Länge des Penis. Im Sexualunterricht erfahren sie zu ihrer Erleichterung, dass das ganz normal ist.»

Ein Junge, der sich mit seinem Penis beschäftigt, ist allerdings nicht dasselbe wie ein Junge, der sich als Mädchen fühlt. Wie ist es zu verantworten, einem Zehnjährigen zu helfen, ein Mädchen zu sein, wenn man keine Gewissheit hat, ob er das im Alter von sechzehn nicht wieder anders sieht? «Im Vordergrund steht die Reduktion des Leidens. Zudem wird bei vorpubertären Kindern nichts überstürzt», sagt García. «Es gibt Transjungen, die sind zufrieden, wenn sie Jungenkleider tragen und in der Schule die Bubentoilette benutzen können. Das tut niemandem weh und schadet nicht.»

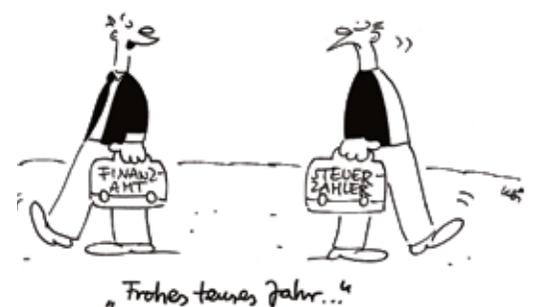
Bei einem Teil dieser Kinder schwäche sich die Geschlechtsdysphorie im Lauf der Jahre wieder ab, bei anderen zeige sich eine Entwicklung zur Homosexualität. «Und bei wieder anderen bleibt das Thema bestehen. Bei diesen stoppen wir die Pubertät, denn für ein dreizehnjähriges Transmädchen ist der Stimmbruch etwas ganz Schlimmes, ebenso wie für den gleichaltrigen Transjungen die Menstruation. Der körperliche Prozess wird angehalten bis etwa zum Alter von fünfzehn, sechzehn Jahren. Erst dann werden Transjugendliche so behandelt, dass ihr Körper männlich beziehungsweise weiblich wird – wenn sie das wollen.»

Führt die Transition zum Glück?

Im Unterschied zu früher wird von den Transmenschen heute nicht erwartet, dass sie das ganze medizinische Programm durchlaufen, bis hin zu irreversiblen plastisch-chirurgischen Eingriffen. Laut García reicht es den meisten, sich einen neuen Vornamen zu geben, dank Hormonen muskulöse Schultern oder eine frauliche Oberweite zu bekommen, ohne sich operieren zu lassen. Medizinisch schwieriger wird es, wenn sich eine Person nicht in die Zweigeschlechtlichkeit einordnet; ein Drittel der Transjugendlichen bezeichnet sich als nichtbinär.

«Es gibt solche, die wollen mit der Geschlechterordnung gar nichts zu tun haben, andere möchten als Sowohl-als-auch wahrgenommen werden», erzählt der Psychiater. Wie muss man sich das vorstellen? «Eine nichtbinäre Person, die bei der Geburt als weiblich zugewiesen wurde, möchte beispielsweise behaart sein, aber keinen Stimmbruch haben; theoretisch ist das möglich, wenn sie eine kleine Menge Testosteron einnimmt. Jeder Körper reagiert allerdings unterschiedlich, weshalb diese Massnahme die Person möglicherweise nicht zufriedenstellt.»

Bleibt die Frage nach dem Erfolg. Ist die Transition, der Geschlechterwechsel, tatsächlich die Lösung der Probleme, sind die Patienten im anderen Geschlecht nachher glücklich? García blickt etwas spöttisch: «Wie definieren Sie Glück? Unsere Resultate belegen, dass Transleute nach der medizinischen Transition eine ähnliche Lebensqualität erreichen wie Cis-Menschen; davon waren sie vorher weit entfernt.»



NEU

Das Eco-Portfolio von «Finanz und Wirtschaft»

FINANZ und
WIRTSCHAFT
invest



Mit Raffinesse nachhaltig anlegen: das Eco-Portfolio der «Finanz und Wirtschaft»

Übernehmen Sie die ausgeklügelte Nachhaltigkeitsstrategie unserer Experten: Investieren Sie ins Klima und setzen Sie auf Unternehmen mit positiver Umweltwirkung. Mit dem FuW-Eco-Portfolio bietet Ihnen «Finanz und Wirtschaft» ein Portfolio, das sowohl ökologische als auch ökonomische Ansprüche befriedigt. Der Fokus liegt auf Unternehmen, die eine CO₂-Reduktionsstrategie verfolgen. Nachhaltiges Anlegen ist keine Modeerscheinung, sondern ein etablierter Trend. Das dritte Anlageprodukt der FuW hat bis jetzt nicht nur den SPI, sondern auch den Schweizer Leitindex SMI geschlagen. Jetzt kostengünstig profitieren!

Valor 56238777 | SIX Symbol FWEPTQ

Investieren wie die Experten: fuw.ch/invest/eco



POWERED BY

Kontakt für produktbezogene Fragen

Leonteq Securities AG | Telefon 058 800 1111 | eMail info@leonteq.com

Rechtlicher Hinweis

Die in diesem Dokument erwähnten Finanzprodukte sind derivative Finanzinstrumente. Sie qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne der Art. 7 ff. des Schweizerischen Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher weder registriert noch überwacht von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht FINMA. Anleger geniessen nicht den durch das KAG vermittelten spezifischen Anlegerschutz.

Frohe abgespeckte Weihnachten

Die Grünen, Corona und die Sprachlosigkeit der Kirche.



Eigentlich wollte ich an dieser Stelle über das neue Grundsatzprogramm schreiben, das die deutschen Grünen auf ihrem digitalen Parteitag am vergangenen Wochenende beschlossen haben. Technisch war diese «Bundesdelegiertenkonferenz» eine Meisterleistung. Der Vorstand und das Präsidium der Partei hatten ihr Hauptquartier im Berliner Tempodrom, einer zirkusartigen «Event-Location» für bis zu 4200 Besucher, aufgeschlagen, die rund 800 Delegierten wurden aus ihren Wohn- und Arbeitszimmern zugeschaltet.

Natürlich kam unter solchen Umständen keine richtige Parteitagstimmung auf, es gab keine *live on stage* ausgetragenen Kontroversen, keine Zwischen- und keine Buhrufe, dafür aber eine Berichterstattung auf allen TV-Kanälen, die völlig an der Tatsache vorbeiging, dass die Grünen mit 67 Sitzen (oder 8,9 Prozent der Stimmen) die kleinste der sechs im Bundestag vertretenen Parteien sind. Aber: In elf von sechzehn Ländern sind sie an der Landesregierung beteiligt.

Vermutlich daraus leiten sie die Hoffnung ab, nach der nächsten Bundestagswahl auch in Berlin regieren oder zumindest mitregieren zu können. «Macht kommt von machen», erklärte Parteichef Robert Habeck immer wieder, während die Co-Vorsitzende Annalena Baerbock wie Mary Poppins die Schwerkraft überwand und gen Himmel abhob: «Was das Virus kann, das können wir schon lang: Wir können Wunder bewirken.» Dazu passte der Beschluss der Delegierten, sich noch klarer als bisher zu dem Ziel einer Begrenzung der Erderwärmung auf höchstens 1,5 Prozent zu bekennen. Worauf die Klimaaktivistin Luisa Neubauer, das deutsche

Gesicht der «Fridays for Future»-Bewegung, twitterte, die Grünen hätten «auf Druck von breiten gesellschaftlichen Bündnissen einen wichtigen Schritt gemacht». Mindestens ebenso wegweisend war der mit knapper Mehrheit angenommene Vorschlag des Bundesvorstandes der Partei, sogenannte Bürgerräte zu etablieren, deren Mitglieder per Los «ausgewählt» würden, damit deren «Alltagsexpertise» bei bestimmten Themen, soll heißen: Klima und Umwelt, in die Gesetzgebung «einfließen» kann.

Spätestens an dieser Stelle war mir klar, was uns, den Deutschen mit und ohne Migrationshintergrund, drohen würde, sollten die Grünen tatsächlich jemals die Macht ergreifen: eine Öko-Diktatur, in der alles dem Ziel untergeordnet wird, eine Erderwärmung über 1,5 Grad zu verhindern. Das ist keine Utopie wie die «Reise zum Mittelpunkt der Erde» und keine Dystopie wie «1984», es ist Programm.

Eigentlich müssten die Kirchen gegen solche Allmachtsfantasien protestieren, sie tun es aber nicht. Die Corona-Pandemie hat den Gottesdienern aufs Gemüt geschlagen. Margot Kässmann, Theologin und ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, sagte vor kurzem in einem Interview mit dem Deutschlandfunk, «ein Recht auf so ein Weihnachtsfest» – im Kreis der Grossfamilie oder im grossen Freundeskreis – «gibt es nicht». Damit müssten «wir uns abfinden». Man dürfe «Weihnachten nicht überfrachten». Deswegen überlegten die Gemeinden «seit Tagen und Wochen, wie sie das so gestalten können, dass es Corona-konform stattfindet...» Jetzt käme es

mehr denn je darauf an, «kreativ» und «flexibel» zu agieren. Open-Air-Gottesdienste wären eine Möglichkeit. «Man kann sich warm anziehen, und dann ist es ein kurzer knackiger Gottesdienst», bei dem man gemeinsam «Stille Nacht» singen könnte. «Ein abgespecktes Weihnachtsfest» sei «doch auch eine Chance, das wieder aufleuchten zu lassen, worum es eigentlich geht: um die Liebe von Menschen zueinander».

Bischof Georg Bätzing, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, meinte noch Anfang April, die Corona-Krise könnte zum «Glücksfall der Geschichte» werden; sie lehre uns nicht nur, «wie sehr wir aufeinander angewiesen sind» und wie «alles mit allem zusammenhängt», sie habe auch sonst «viel Gutes» hervorgebracht. «So viel Freundlichkeit und Humor habe ich selten erlebt», noch nie zuvor habe er «mit so vielen bisher Unbekannten unterwegs gesprochen».

Wenige Monate und ein paar tausend Tote später sind dem Limburger Bischof der Humor und die Lust an der Konversation vergangen. In einem Zeitungsinterview vom letzten Wochenende verlangte er eine frühzeitige Impfung für Seelsorger, sobald ein Impfstoff verfügbar ist, um «diejenigen [zu] schützen, die besonders gefährdet sind»; dazu gehörten neben den Ärzten, den Pflegern und den Erziehern auch die Seelsorger, «die Dienst an den Menschen in den Krankenhäusern und Pflegeeinrichtungen tun».

Da war keine Rede mehr von einem «Glücksfall der Geschichte». Jetzt warten wir darauf, dass irgendein grüner Theologe die Erderwärmung einen «Glücksfall der Geschichte» nennt. Denn die Wärme bekommt dem Virus nicht. Es hängt eben tatsächlich alles mit allem zusammen.

Private Dummheit?

Nr. 48 – «Beeindruckend harmlos»
Christoph Mörgeli über die Erpressung von Alain Berset

Alain Berset ist als Bundesrat nicht mehr tragbar. Immerhin geht es um sehr viel mehr als eine private Dummheit. Spätestens seit Edward Snowden wissen wir, dass alle elektronische Kommunikation von Geheimdiensten gesammelt wird. Wer privat erpressbar ist, ist somit auch durch ausländische Geheimdienste erpressbar. Die Unabhängigkeit von Bundesrat Bertsch Entscheidungen kann darum nicht mehr als sicher angesehen werden. Als Bundesrat wäre es die Pflicht von Berset, das zu wissen und entsprechend vorsichtig zu sein. Dass die verfänglichen Fotos trotzdem entstehen konnten, wirft kein gutes Licht auf seine charakterliche Eignung für dieses Amt. Und die Reaktion auf den Erpressungsversuch, das Material schnellstmöglich vernichten zu lassen, mutet fast schon wie in einer Bananenrepublik an.

Angelo Frei, Bad Ragaz

Kämpfen ist okay

Nr. 48 – «Vorhang zum letzten Akt»
Hanspeter Born zu den US-Wahlen

Die *Weltwoche* hat uns einiges über die Seele der US-Amerikaner aufgezeigt. Vergessen wir nicht: Es sind Pioniere, Entdecker, Goldgräber, Abenteurer, freiheitsliebende Menschen, die die USA seit dem 17. Jahrhundert besiedeln. Und deshalb sind John Wayne oder die Helden der Schlacht von Alamo Vorbilder. Trump verkörpert diese Figuren. Kämpfen für eine gerechte Wahl ist okay. Ob die Motivation dazu so ehrenvoll ist, bezweifle ich allerdings.

Daniel Ryser, Bolligen

Zurück zur Kernenergie

Nr. 48 – «Weg vom Bauchgefühl»
Beat Gygi über die Schweizer Energieversorgung

Wie im ausgezeichneten Artikel festgehalten, braucht die Schweizer Energiestrategie die Kernkraft. Es wäre also an der Zeit, dass mit Hilfe eines parlamentarischen Vorstosses das jetzt bestehende Verbot für den Bau neuer Kernkraftwerke aufgehoben wird. Es sind neben den sechs im vergangenen Jahr in Betrieb genommenen neuen KKW auch die weltweit fünfzig im Bau befindlichen und 103 geplanten Anlagen in die sachlichen Erwägungen miteinzubeziehen. Im Übrigen vergeht kaum eine Woche, dass nicht irgendein Gremium die Wichtigkeit dieser Energieform zum Erreichen der 2050-Klimaziele unterstreicht. Nehmen wir uns doch Finnland als Beispiel und nicht allein Deutschland mit seiner verknorzten «Energie-wende», welche klar zu vermehrtem CO₂-Ausstoss geführt hat. *Hans Rudolf Lutz, Lostorf*

Meine Konsequenzen

Nr. 48 – «Trommelfeuer gegen Glencore»
Alex Baur zur Konzernverantwortungsinitiative

Nun, das Schlimmste wurde durch das Ständemehr zum Glück verhindert. Trotzdem lässt mich diese Abstimmung ratlos zurück. 50,7 Prozent der Abstimmenden haben dieser Selbstkasteiung der Schweiz zugestimmt. Und geflissentlich übersehen, dass Kirche, NGOs und andere Organisationen Steuer- und Spendengelder für politische Zwecke missbraucht haben. Ich habe daraus meine Konsequenzen gezogen und werde ab sofort meine Spenden an diese Organisationen einstellen. Inskünftig gehen meine Spenden nur noch an die Glückskette bei

Naturkatastrophen wie Erdbeben oder Überschwemmungen in armen Ländern. Da habe ich noch die Hoffnung, dass die Spenden nicht zweckentfremdet werden. *Imre Varkonyi, Basel*

Riesenthema

Nr. 48 – «War Jesus ein Linker?»
Matthias Matussek über die heutige Kirche

Das haben weder Jesus noch die *Weltwoche* verdient, wie Matthias Matussek mit Jesus umgesprungen ist: nichtssagend, schlampig, arrogant. Knapp zwei Seiten für das Riesenthema: War Jesus ein Linker? Und zwei Kuriosa:

1. Die Frage «Was ist eigentlich links?» wird gar nicht erst gestellt.
2. Ebenso wenig erwähnt der Autor das klassische Gewerkschaftsproblem, das sich aus Matthäus 20 ergibt: Ist es richtig, dass Jesus den Arbeitern, die nur eine Stunde gearbeitet hatten, denselben Lohn zuspricht wie denen, «die des Tages Last und Hitze getragen haben»? Was für ein Thema! Aber Matussek hat dafür keinen Platz. Neun Zeilen lang dagegen erfahren wir, was Matussek selber widerfahren ist: zum Beispiel, dass «mein leider verstorbener Intimfeind in den Talkshows, Heiner Geissler...» (ein wahrlich origineller Satz unter dem Wort «Jesus» in der Überschrift). Hauptsache, für Matussek selber ist alles klar: «Jesus war alles, nur kein Linker.» Dabei hat Jesus einen Satz gesprochen, so links, dass Karl Marx sich nur schämen könnte: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken» (Matthäus 11).

Wolf Schneider, Starnberg (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Diego Armando Maradona (1960–2020)



Möge uns Gott beschützen: Virtuose Maradona.

Ich erhielt vergangene Woche auf dem Smartphone eines jener Filmchen zugespielt, das man normalerweise sofort löscht. Auch diesmal wollte ich schon auf den Delete-Knopf drücken. Als ich dann doch schnell hinschaute, konnte ich meine Augen nicht mehr abwenden. Es war eine 2,42 Minuten lange Sequenz von Diego Armando Maradona beim Aufwärmen: mit offenen Schuhbändeln und heruntergerollten Stulpen. Maradona jongliert den Ball sozusagen in allen Lebenslagen: auf den Füßen, den Oberschenkeln, den Schultern, dem Kopf. Er stoppt ihn auf seiner Stirn und lässt ihn sanft auf den linken Fuss fallen. Es ist, als wäre der Ball durch einen unsichtbaren Faden mit dem Fussballer verbunden. Diego Maradona und der Ball. Das war eine innige Freundschaft.

Der Film erinnerte mich an meine erste Begegnung mit dem Ausnahmekönner an der U-19-WM 1979 in Japan. Argentinien spielte im Final gegen die Sowjetunion vor 50 000 Zuschauern im Olympiastadion von Tokio. Zehn Minuten vor Schluss lagen die Argentinier 0:1 in Rückstand. Die Sache schien gelaufen. Doch dann trat der damals achtzehnjährige Maradona in die Verantwortung. Mit zwei spektakulären Treffern drehte er das Spiel praktisch im Alleingang. Argentinien siegte 3:1, Maradona gewann den ersten internationalen Titel und wurde vom japanischen Publikum frenetisch gefeiert.

Maradona sollte mich danach durch meine gesamte Fifa-Laufbahn begleiten – im Guten wie im Schlechten. Unvergessen ist die WM 1986 in Mexiko, als er Argentinien zum Titel führte und die ganze Welt in seinen Bann zog. Das englische Boulevardblatt *The Sun* schrieb nach dem 2:1 Argentiniens gegen England im Viertelfinal: «Maradona hat mehr Gefühl in den Zehen und in der Ferse als die meisten seiner Kollegen. Allerdings auch in seinen Händen.»

Auslöser war eine Szene, die in keiner WM-Chronik fehlt – die einen halten sie für einen Geniestreich, die anderen für die grösste Ungerechtigkeit in der Fussballgeschichte: Maradona (166 cm gross) setzt sich im Luftduell mit dem englischen Keeper Peter Shilton (183 cm) auf wundersame Weise durch. Maradona dreht jubelnd ab. Spätestens die Fernsehbilder machen deutlich, dass Diego den Ball nicht per Kopf ins Tor gelenkt, sondern ihn mit der Faust ins Netz befördert hatte.

Legendäre Handarbeit

Der argentinische Ballvirtuose machte nach dem Spiel gar nicht erst den Versuch, den Regelverstoss abzustreiten: «Es war ein Treffer durch die Hand Gottes und den Kopf Maradonas.» Vier Minuten nach der legendären Handarbeit bewies Maradona, dass auch sein Fuss schier übermenschliche Fähigkeiten besass. Nach einem Solo über den halben Platz traf er zum

2:0 – und die Engländer mitten ins Herz. «Un gol como un poema», schrie ein argentinischer TV-Reporter ins Mikrofon, ein Tor wie ein Gedicht. Der Treffer wurde später zum Fifa-Tor des Jahrhunderts gewählt.

An der WM 1994 in den USA kam es zur nächsten denkwürdigen Begegnung zwischen uns. Nach dem Spiel zwischen Argentinien und Nigeria blieb die Nummer 10 der Südamerikaner, Diego Maradona, in der Doping-Kontrolle hängen. Als der argentinische Verbandspräsident (und Fifa-Vizepräsident) Julio Grondona gesehen hatte, dass Maradona zum Urintest musste, sagte er konsterniert: «Que dios nos proteja» (möge uns Gott beschützen).

Die damalige Fifa-Führung hätte den Vorfall am liebsten unter den Teppich gekehrt, doch die Wahrheit wäre früher oder später ohnehin ans Licht gekommen. Ich entschied mich, vor die Medien zu treten und alles offen zu erklären. Das war gut für die Fifa und das Turnier, aber schlecht für Maradona.

Rivalität mit Pelé

Vermutlich bin ich damals zu seinem Feindbild geworden. Nur so kann ich es mir erklären, dass er sich immer wieder negativ und abschätzig über mich äusserte. Vielleicht war es aber auch die Wahl der Fifa des Spielers des Jahrhunderts im Jahr 2000, die ihn in seinem Stolz kränkte. Die Fachjury – bestehend aus Trainern, Spielern und Medienvertretern – entschied sich für Pelé. Im Maradona-Lager brach im Internet ein Sturm der Entrüstung aus. Deshalb entschieden wir uns, auch einen Titel durch eine Publikumswahl zu vergeben – und dieser ging an Maradona. Die Organisation der Auszeichnungsfeier in Rom war nicht einfach. Während Pelé sofort zusagte, mussten wir Maradona heftig hofieren, bis er sich zur Teilnahme durchringen konnte. Und bis er bereit war, Pelé die Hand zu reichen, brauchte es nochmals Überzeugungskraft.

Als Fussballer war Diego Armando Maradona zweifellos stilprägend und eine Persönlichkeit der Zeitgeschichte. In Neapel und Buenos Aires geniesst er deshalb zu Recht den Status eines Volkshelden. Leider stand er aber neben dem Platz oft im Abseits, nicht nur wegen seines Drogenkonsums und seiner Selbstzerstörung. Dazu gehört – aus meiner Optik – auch seine fast schon blinde Bewunderung von umstrittenen Personen wie den venezolanischen Autokraten Hugo Chávez und Nicolás Maduro oder dem kubanischen Revolutionsführer Fidel Castro.

Vergangene Woche schloss sich ein Kreis. Diego Maradona wurde von jener Instanz in die Ewigkeit abberufen, die ihn unsterblich machte: von der Hand Gottes. *Sepp Blatter*

Reiche haben ein begeistertes Publikum

Unternehmen gewinnen an Wert, weil sie begehrte Produkte anbieten.



Die jährlich publizierte Liste der *Bilanz* über die 300 Reichsten in der Schweiz weckt wieder einmal bei vielen Lesern die Sehnsucht nach einem Leben in materieller Sorglosigkeit mit Häusern, Autos und schönen Hobbys. Das ist genau die Vorstellung, die wenig mit dem Entstehen von Reichtum zu tun hat. Schaffen, schaffen, das trifft es viel eher – in beiden Bedeutungen, ob in Mundart oder Hochdeutsch. Die 300 Reichsten im Land hatten laut *Bilanz*-Schätzungen jüngst zusammen gut 700 Milliarden Franken im Portefeuille. Das sind 0,7 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Die Wertsteigerung war im Durchschnitt nicht gross und ähnlich wie die Vermögensfortschritte im breiten Publikum. Das macht die Reichen fast etwas normal.

Aber sonst muss man sagen: Es sind viele ausserordentliche Karrieren und Leistungen, die in dieser Aufstellung zusammentreffen. 135 der Reichsten sind Milliardäre. Das heisst, dass fast jeder sechste Milliardär aus aller Welt in der Schweiz ist. Das Land ist also bevorzugter Ort für einen Sechstel der obersten Vermögensschicht in der Welt. Wie viel merken wir davon?

Wenig und viel. Direkte Auswirkungen wird man wohl kaum wahrnehmen, ausser man ist als Zulieferer von kulinarischen, kulturellen oder handwerklichen Leistungen oder als Nachbar mit von der Partie. Indirekte Auswirkungen spüren wohl die meisten Leute in der Schweiz, weil das Land alles in allem so ausgestattet ist, dass es höchsten Ansprüchen gerecht werden kann und dadurch alle etwas davon haben.

Viele verstehen Vermögensbildung jedoch als Nullsummenspiel, nach dem Muster: Was

die Reichen haben, wurde irgendwie andern weggenommen. In der Politik rückt das Thema Reichensteuer vielerorts in den Vordergrund, und mit dieser Färbung machen Ökonomen wie Thomas Piketty Karriere. Auch in der *Bilanz* wird Ähnliches angetönt: «Wenn Neid sich lohnt, dann hier», heisst es mit Blick auf die zehn Reichsten. Neid? Auf Platz eins der Liste sind die Gebrüder Kamprad, Nachkommen des Ikea-Gründers, mit einem geschätzten Vermögen von etwa 55 Milliarden Franken. Auf Position fünf folgt Familie Blocher, dann die Familie Bertarelli, die mit Biotechnologie vermögend geworden ist, oder auf dem neunten Platz die Familien Schindler und Bonnard, die eine Erfolgsgeschichte mit Aufzügen und Rolltreppen geschrieben haben.

Dass ihre Unternehmen derart an Wert gewonnen haben, hängt damit zusammen, dass sie etwas Begehrtes anbieten, für das Kunden zu zahlen bereit sind. Es ist das Publikum, das Leute mit guten Ideen reich macht. Klar, man kann neidisch sein, dass man selber keine super Idee hatte oder zu ängstlich war.

Der Kandidat der Credit Suisse

Die Nachfolgeregelung für Urs Rohner an der Credit-Suisse-Spitze scheint klar zu sein. Der CS-Verwaltungsrat schlägt der Generalversammlung von Ende April António Horta-Osório zur Wahl als Verwaltungsratspräsident vor. Der Portugiese ist seit 2011 Konzernchef der Lloyds Banking Group, der grössten britischen Retail- und Geschäftsbank. In Medienberichten wurde positiv betont, dass er von Grund auf Banker sei, auch wenn er sich bei

der CS dann mehr in Vermögensverwaltung und Investmenbanking einarbeiten müsse. Und eher wohlwollend wurde erwähnt, welche Schwierigkeiten er schon überwunden habe: ein Burnout, Auseinandersetzungen wegen seiner Entschädigung oder mit der Boulevardpresse. Es scheint, dass er als Kombination von Stärken und Schwächen, als Diversity in einer Person, dem Publikum gut nahegebracht werden kann, besser als ein perfekter Kandidat.

«Whatever it takes»

In der Ökonomie-Expertengruppe der Covid-19-Task-Force des Bundes ist die Idee verankert, die Wirtschaft sei in möglichst vollständigem, unbeschädigtem Zustand durch die Krise zu bringen. Jan-Egbert Sturm, Marius Brühlhart, Beatrice Weder di Mauro oder David Dorn vertreten die Position, dass der Staat deshalb Kosten in grossem Umfang übernehmen soll. In welchem Umfang genau? «Whatever it takes», ist die Antwort etwa von Brühlhart. Diesen Ausspruch machte Mario Draghi seinerzeit als Chef der Europäischen Zentralbank berühmt, als er 2012 versprach, die Notenbank werde alles unternehmen, um den Euro zu retten. Das betraf die Geldpolitik, bei der man Geld einfach aus dem Nichts drucken kann. Die Task-Force-Ökonomen beziehen den Ausspruch jetzt aber auf die Finanzpolitik. Da muss man das Geld real von irgendwoher nehmen, wenn es via Staatsausgaben an Unternehmen verteilt werden soll. Das Wort «takes» erhält so eine neue, neckische Bedeutung: Der Staat gibt das aus, was er nimmt. Wo? Bei den Steuerzahlern.

LITERATUR UND KUNST

Grau, zerzaust
und schön:
Sophia Loren spielt
mit 86 eine grosse
Hauptrolle.
Matthias Rüb, Seite 62

Herausgegeben von Daniel Weber

Tamara de Lempicka: Tamara im grünen Bugatti, 1929 – So malte sie sich schöner, als sie war, in einem Auto, das sie nicht besass, um hinzufahren in ein Dasein, das ihr das kostbarste schien: jenes im Schein einer glitzernden *haute volée*, eines, das so hell funkelte, dass keine Dunkelheit Platz hatte. Es war das Jahr 1929, die *années folles* starben, es gab bereits einen Hauch von Verzweiflung und Melancholie, es gab die letzten Champagner-Träume und getanzten Leben auf einem Vulkan, dessen Magma bald die Leichtigkeit zuerst verbrennen und dann erstarren liesse.

Die Polin Tamara de Lempicka (1898–1980) war auf rasanter Fahrt. Sie war die erfolgreichste weibliche Künstlerin von Paris, die Königin der Art-déco-Malerei, sie war eine *Femme fatale*, die Inszenierung einer Diva, die malte, um eine Göttin zu werden. Sie hatte angefangen, sich selbst als Bildnis zu verewigen, weil ihr erster Mann, ein Anwalt, ihr zu wenig Glamour und Geld geben konnte. Das «de» in ihrem Namen gab sie sich selbst, und als sie angekommen war am Rande des Lichtscheins der diamantenen Eleganz, gab sie dem Anwalt den Laufpass.

Als sie Jahre später, die Welt drang ihrem Dunkel entgegen, einen reichen Baron heiratete, hörte sie auf zu malen, weil sie angekommen war in jener Oberschicht, die auf Erden wie im Himmel zu leben scheint. Aber das Glitzern der *haute volée* wurde von der Dunkelheit der Zeiten verschluckt. Sie war wie eine Göttin ohne Reich und verschwand; physisch in die USA, psychisch in sich selbst.

Sie hat viel mehr hinterlassen als ein paar Dutzend Bilder und einen Traum, der sie gleichzeitig leben liess, sie verführte und sie verschlang. Sie war die erste Pop-up-Künstlerin und die Porträtistin eines neuen Frauentypus, der bis heute Archetypus geblieben ist – die Frau als arrogantes, sexuell aktives und dominierendes Wesen, das trotzdem schmachten konnte, verletzlich war und einen Diamanten für Geborgenheit gegeben hätte. *Michael Bahnerth*



Auf der Fahrt zu sich hin und von sich weg.

Verdrängte Ängste

Stephen King gilt längst als Inbegriff eines gesamten Literatur-Genres. Auch in seinem neusten Erzählband verpackt er das Übersinnliche im Realen.

Wolfram Knorr

Stephen King: Blutige Nachrichten.
Heyne. 560 S., Fr. 36.90

Drew Larson, Dozent für englische Literatur, leidet. Sein Traum, einen Roman zu schreiben, ist gescheitert. Jetzt versucht er's nochmals, zieht sich in die Einsamkeit einer Waldhütte zurück – und hat auf einmal eine Ratte vor sich, Symboltier der Überlebensfähigkeit, die auch noch mit ihm spricht! Nicht nur das: Sie ist eine Reinkarnation des Schriftstellers Jonathan Franzen, die sich über die vielen Fallen kreativen Schreibens auslässt. Das kann nur ein Traum sein. Aber dann schlägt ihm die Ratte einen faustischen Pakt vor: Sie werde dafür sorgen, dass sein neuerlicher Romanversuch gelingen werde, aber dafür müsse jemand sterben. Larson will, verdammt noch mal, den Roman, und da Al Stamper, Ex-Leiter seines Fachbereichs, schwer an Krebs erkrankt ist und sowieso . . ., geht Larson auf den Handel ein. Tatsächlich, der Roman wird ein grosser Wurf – der Todesfall auch, aber nicht in Drew Larsons Sinn.

Chucks Leben endet mit Bränden, Erdbeben, Überschwemmungen, Vulkanausbrüchen, mit der Apokalypse. Denn wenn ein Mensch stirbt, verlöscht alles, die ganze Welt stirbt mit ihm. Lange vor seinem Ende wagt Chuck, der sein Leben lang ein Buchhalterdasein führte, einen Ausbruch aus seiner Norm-Vita – er tanzt und tanzt und tanzt zu den Rhythmen eines Strassenmusikers den «Moonwalk».

«Die Ratte» und «Chucks Leben» sind zwei der vier neuen Erzählungen von Stephen King, die durchtrieben vergnügt mit dem Genre jonglieren, das King wie kein anderer beherrscht und ihn weltberühmt machte: die Welt des Horrors, bevölkert von Schreckensclowns und anverwandten Monstern. Auch durch «Chucks Leben», das rückwärts erzählt wird, zieht das Grauen, und in der «Ratte» ist es Larsons wilder Ehrgeiz, der so manch Schauerliches gebiert. «Blutige Nachrichten» und «Mr. Harrigans Telefon», die beiden weiteren Erzählungen, sind dem kingschen Horror ein wenig näher.

Holly Gibney, aus dem «Outsider» bestens bekannt, muss einen Gestaltwandler in die Knie zwingen, und in «Mr. Harrigans Telefon» schmuggelt ein Junge dem technikfeindlichen alten Harrigan ein iPhone in den Leichenanzug, um nach dessen Tod mit ihm telefonieren zu können. Aber das Übersinnliche wurzelt auch hier im Realen: Die Sensationspresse, schon immer geil auf blutige Nachrichten, bringt Holly auf die richtige Spur, und der jugendliche Smartphone-Wahn ist auch nicht allzu weit hergeholt.

Lange finanzielle Durststrecke

Die neue Novellensammlung wird gelobt. King schreibe (bei ihm umfasst natürlich keine Short Story weniger als hundert Seiten) ganz in der Tradition amerikanischer Novellenmeister wie Ambrose Bierce und Stephen Crane. Schon ein älterer Roman wie «Atlantis» oder die Novellensammlung «Frühling, Sommer Herbst und Tod» liessen jene Kritiker aufhorchen, die Kings gigantischen Romanausstoss ignorierten und in den unentwegten Verfilmungen, ob fürs Kino oder als TV-Mehrteiler (zuweilen gleich mehrere Male verfilmt), eine Bestätigung ihrer Abneigung sahen.

Dabei hätte der 1947 in Portland, Maine, geborene King schon mit seinem Erstling,

dem Briefroman «Carrie», Anerkennung verdient gehabt. Nach langer finanzieller Durststrecke als Lehrer fand er 1974 einen Verlag und landete seinen ersten Bestseller, der auch gleich verfilmt wurde. «Carrie» – trotz allen Okkult-Spielereien – ist das schrille Psychogramm eines verklemmten Teenagers, der, durch die religiös-fanatische Mutter zum bigotten Mädchen dressiert, sich nur mit Allmachtsträumen aus wahnhafter Frömmerei befreien kann. Auf dem Highschool-Ball von den Mitschülern verspottet, inszeniert sie mit ihrem ersten Menstruationsblut ein groteskes Blutballett.

Als «König des Highschool-Horrors» (*Newsweek*) verspottete King mit seinem Debüt verdrängte Ängste und den Verklemmtheits- und Hygienewahn seiner Landsleute. Er kennt natürlich alle Grössen des Genres, von Edgar Allan Poe bis H. P. Lovecraft, aber seine wahre Inspirationsquelle war und ist die Pulp-Kultur.

Der Horror ist der literarische Ausbruch aus dem kulturell Akzeptierten, dem Mainstream.

Aus dem Fundus der enthemmteren Comic- und Trash-Literatur holt er sich seine Plots, variiert und verknüpft sie mit ganz realen gesellschaftlichen Problemen. Der Horror ist der literarische Ausbruch aus dem kulturell Akzeptierten, dem Mainstream. «Man braucht», so King, «ein wenig Wahnsinn in seinem Leben, und zwar im bewussten Leben ebenso wie im unterbewussten oder träumenden Leben.»

Objekt der Begierde

Den Wahnsinn verknüpft er mit dem Trick, banalen Dingen «menschliche» Züge zu geben. 1968 machte Disney den VW Käfer zum sprechenden «Herbie». 1983 erschien Kings «Christine», die Kehrseite von Disney. Ein PS-starker 58er Plymouth Fury elektrisiert seinen jugendlichen Besitzer derart, bis der vom Bösen besessene Fury so feurig wird, dass er alles zu Kleinholz macht. Ein Horror-Blendwerk, das





Ausbruch aus dem Mainstream: Kultautor King.

auch eine ätzende Satire über den amerikanischen Autokult ist. In «Feuerkind» geht's um ein «pyrokinetisch» begabtes Mädchen, das seine Wut im wörtlichen Sinn zur Explosion bringt. Für die Eltern, die die ausserordentliche Begabung der Kleinen nicht begreifen, ist sie ein bockiger Quälgeist; für andere, wie Forschungsfirmen und Geheimdienste, ein Objekt der Begierde: die Kindheit als Knetmasse von Pädagogik und Technokratie.

«Alles Gefährliche in mir»

«Cujo» ist das Porträt selbstgefälliger Kleinstädter mit dem kleinen Tad Trenton im Zentrum einer Gemeinde, die ihn durch ihre Missgunst, Eifersucht, Betrügereien und Sehnsüchte regelrecht zusammenpresst. Die Mutter ist eine um ihre Träume betrogene Status-Mama, der Vater ein Quassel-Daddy. In dieser besitzergreifenden Sippe (zu der noch ein hysterischer Liebhaber gehört) kompensiert Tad die mangelnde Aufmerksamkeit und seine «Atemnot» mit Horrormeldungen. Die Eltern spielen das herunter – doch bald wird aus kindlicher Fantasie schrecklicher Ernst. Bei einem Besuch in einer abgelegenen Autowerkstatt lässt der tollwütige Bernhardiner des abwesenden Inhabers Mutter und Sohn nicht mehr aus ihrem Wagen. Für mehrere Tage sind die beiden bei brütender Hitze im Auto eingekerkert. «Cujo» ist eine Popversion aus Edgar

Allan Poes Pendelalbtraum und Sinclair Lewis' Mittelstandssatire «Main Street»: Klaustrophobie als Seelenpresse.

Das Verführerische an King ist seine enorm plastische, anschauliche Sprache, mit der er nicht nur Halbwüchsige sofort anspricht, sondern auch bei Erwachsenen einen Sog zu erzeugen vermag. So spielt der Zeitreiserooman «Der Anschlag», in dem einer den Mord an John F. Kennedy zu verhindern versucht, mit Witz und Intelligenz mit der Unmöglichkeit, sich einfach in die Vergangenheit zu begeben. Viele seiner Geschichten sind autobiografisch gefärbt. Nachdem ein Fan in Kings Haus eingedrungen war und dessen Frau bedroht hatte, entstand der Albtraum «Sie»: Ein Pulp-Autor verunglückt, eine Krankenschwester findet ihn, sperrt ihn in ihr einsam gelegenes Haus und verlangt, dass er das Schicksal seines Serienhelden ändern müsse. Nach einem schweren Unfall 1999, den ein betrunkenere Autofahrer verursacht hatte, schrieb King «Love» (2006), die Story einer Witwe, die beim Aufräumen mit der Vergangenheit ihres Mannes, die er ihr vorhalten hatte, konfrontiert wird. Für viele Kollegen und Kritiker sein bester Roman.

«Shining» ist die Reaktion auf seine zeitweilige Alkoholsucht: Ein Ex-Alkoholiker und impotenter Autor will als Hausmeister im saisonal geschlossenen, einsamen «Overlook Hotel» in den Bergen seine Kreativität zurück-

gewinnen. Stanley Kubrick verfilmte «Shining», es kam zum Zerwürfnis. Schon die Besetzung mit Jack Nicholson missfiel King. «Mit seinem irren Grinsen», so King, «sah das Publikum bei der ersten Einstellung einen Irren in ihm.» Dabei, und im Roman ist es so, muss er erst durch das riesige, leere Hotel irre werden.

Er habe nur, bekannte King einmal, seine «ganze Wut», seinen Hass und seine Frustrationen, «alles Gefährliche und Kranke und Schlechte in mir», in seine Werke «gespielt». Der Ausstoss ist so gewaltig, dass er auch noch unter dem Pseudonym Richard Bachman («Der Fluch») und mit Co-Autor Peter Straub («Der Talisman») schrieb, um ihn zu bewältigen. Als er 1999 durch den schweren Unfall ans Bett gefesselt war und nicht am Tisch sitzen konnte, schrieb er im Liegen mit einem Stift «Duddits». Über fünfzig Romane (einige davon über tausend Seiten stark), über hundert Erzählungen und zahlreiche Drehbücher umfasst sein Œuvre, und abgeschlossen ist es mitnichten.

King schreibt für eine Generation, die unter dem Einfluss der Ikonen populärer Kultur aufgewachsen ist, zwischen Comics, Hollywood und McDonalds. Das macht seine Stärke aus, die die Literaturkritik als seine Schwäche betrachtet. Ihm ist das egal. Er sagt: «Es wäre lächerlich, so zu tun, als würden die Menschen den ganzen Tag herumsitzen und über Proust nachdenken.»

Widerspenstige, wilde Kurtisane

Pia Reinacher

Lea Singer: *La Fenice*. Kampa. 304 S., Fr. 31.–

Das ist die Geschichte einer Niederlage, die auf triumphale Weise in einen Sieg verwandelt wurde. Es ist der Roman über eine Kurtisane, die benutzt, gedemütigt und bestraft wurde – und die das erlittene Unrecht in einen gloriosen Aufstieg verwandelte. Sie liess sich nicht beugen. Im Gegenteil: Sie beschloss, sich aus eigener Kraft aus dem Sumpf zu ziehen, in den sie ihre heimtückischen Widersacher gestossen hatten. Am Ende erhob sie sich majestätisch wie Phönix aus der eigenen Asche. «*La Fenice*» ist nicht nur gleichzeitig der Name der venezianischen Oper, die im Laufe der Zeit mehrmals abbrannte; *fenice*, der legendäre Vogel Phönix, ist als Begriff im Italienischen weiblich und damit ein idealer, mehrfach symbolisch aufgeladener Schlüsselbegriff für dieses Werk.

Bevorzugtes Modell Tizians

Die deutsche Schriftstellerin und Kunsthistorikerin Lea Singer erzählt die Geschichte der Angela del Moro, genannt «*La Zaffetta*», Tochter eines Polizeispitzels (*zaffo*), die 1531 in Venedig der Dummheit, Eitelkeit und Brutalität eines Sohnes aus einer der mächtigsten Familien der Stadt zum Opfer gefallen war. Die schöne und gebildete Kurtisane hatte es gewagt, Lorenzo Venier zurückzuweisen. Das bewies nicht einfach nur persönlichen Mut, denn das venezianische Rechtssystem sah auch ein Recht der Kurtisanen vor, Freier abzuweisen. Nur verweigerte der stolze Lorenzo Venier die Zurückweisung durch eine Frau nicht. Kein Wunder, dass ihm nachgesagt wurde, dass er sich im Gartenareal seines Palazzo dei Leoni im Dorsoduro einen Löwenkäfig hielt (heute ist in den Überresten des Erdgeschosses die Peggy Guggenheim Collection untergebracht).

Venier rächte sich mit der Absicht, die Kurtisane zu zerstören. Im benachbarten Chioggia und damit dem Zugriff der venezianischen Justiz entzogen, lockte er sie in eine Falle und sorgte für eine Massenvergewaltigung der *Zaffetta* durch eine Horde wilder Männer aus den untersten Schichten. Damit nicht genug. Nach vollbrachter Tat, die ihn in einen narzisstischen Rausch stürzte, demütigte er sie, indem er eine pornografische Schrift publizierte («*Il Trentuno della Zaffetta*»), um sie nochmals zu beschämen und gesellschaftlich unmöglich zu machen. Dazu gibt es historische Zeugnisse.

Jede andere Frau wäre daran zerbrochen. Nicht so *La Zaffetta*. Der Aristokrat hatte nicht mit dem Charakter, der Intelligenz und der Hartnäckigkeit der kleinen Angela gerechnet, für die Würde und Selbstachtung alles war. Sie



Akribisch recherchiert, furios erzählt: Schriftstellerin Singer.

erholte sich. Sie schwieg. Sie dachte nach. Sie analysierte kalt die gesellschaftlichen Verhältnisse. Im Stillen arbeitete sie klug an ihrer Rehabilitation. Sie verwandelte die Ohnmacht in Macht, avancierte zur Kurtisane von Männern der venezianischen Aristokratie – Stammkunden, die sie selber auswählte –, war begehrt und wurde vom italienischen Schriftsteller und opportunistischen Schläuling Pietro Aretino protegiert. Sie wurde auch zum bevorzugten Modell Tizians. *La Zaffetta* ist Vorbild einiger seiner Bilder, nicht nur der berühmten, mit einem milden Lächeln nackt daliegenden «*Venus von Urbino*» (1538), die heute in den Uffizien von Florenz hängt.

Lesevergnügen für Venedig-Liebhaber

Lea Singer erzählt rasant, so furios, dass man das Buch in einem Zug liest. Es ist, wie wenn sie mit «*La Fenice*» ihr wichtigstes Thema gefunden hätte. Ihre Vorliebe war es schon immer, reale Figuren aus Kunst und Literatur ins Zentrum halb fiktionaler, halb realer biografischer Romane zu stellen. Dieses Mal ist ihr diese Mischung ganz besonders gelungen. Sie schlägt damit mehrere Fliegen mit einer Klappe.

«*La Fenice*» ist nicht nur ein Lesevergnügen für den Liebhaber Venedigs, vor dessen innerem Auge Singer die farbenprächtige Stadt mit ihren Schauplätzen illuminiert. Sie entzückt auch den Romanleser mit der spannenden Story einer emanzipierten Frau, die ihr Schicksal selber bestimmen und ihr Geld selber verdienen will. Vor allem aber verhandelt Singer die sozialen, gesellschaftlichen, politischen, religiösen und kunsthistorischen Bedingungen des 16. Jahrhunderts, und zwar detailgenau und authentisch, wie der Schweizer Kunsthistoriker und exzellente Venedig-Spezialist Urs Staub bestätigt. Wer das Buch liest, den erwartet nicht ein ideologisch aufgeladenes, säuerlich moralisierendes und feministisch verbogenes Sittengemälde in Romanform, sondern eine historisch überzeugende Schilderung.

Lea Singer hat akribisch recherchiert, sie trifft nicht nur den Ton der Zeit, sondern auch die Lebensbedingungen – ganz ohne aufzutrumpfen. Wenn sie etwa über das Blau referiert, das Tizian am liebsten verwendete, dann steckt dahinter das ganze Wissen über die schwierig herzustellende Farbe, die aus Lapislazuli gemahlen wurde. Dieser Stein musste zuerst

aus den Minen von Afghanistan und der Türkei nach Venedig importiert und mühsam von Fremdstoffen gereinigt werden. Obwohl dieses Blau sehr teuer war, verwendete Tizian es verschwenderisch.

«Generalpass» für alle Kurtisanen

Wenn die Autorin über das berühmte Tizian-Rot erzählt, mit dem der Maler das sechzehnjährige Modell für das Bild der «Assunta» in der Frari-Kirche bis heute aufleuchten lässt, dann lernt der Venedig-Interessierte dazu. Wenn Singer behauptet, dass die Mächtigen in Venedig nicht träumten, sondern rechneten, bildet sie perfekt den Zeitgeist ab: Es gab nichts, was nicht genau kalkuliert wurde. Das war eminent Teil des Erfolgsmodells Venedigs. Selbst für die Kurtisanen, die – vor allem aus Gründen der sozialen Vernunft – in den allermeisten Fällen ein geachteter Stand waren, gab es detaillierte Berechnungen. 1570 publizierte man für die Touristen einen Führer mit dem Katalog der wichtigsten 215 «ehrsamen Damen». Der Mindestpreis betrug einen halben Scudo, der Höchstpreis dreissig Scudi, mit einem «Generalpass» von 1200 Gold-Scudi konnte man sich Zutritt zu sämtlichen Kurtisanen erwerben.

Und wenn Singer Fedele präsentiert, eine gebildete Frau, die Angela del Moro beschützte und ausbildete, dann meint sie eine historisch verbürgte Figur, Cassandra Fedele, eine der illustresten Frauenfiguren im Venedig der Renaissance, die als Humanistin eine bedeutende Rolle spielte. Die Autorin musste sich – auf dem Feld des fiktionalen Romans – gar nicht an die Fakten halten. Dass sie es tut und gleichzeitig begeisternd erzählt, steigert das Lesevergnügen und macht «La Fenice» zu einem Wurf.

Erlöser ohne Sterbehilfe

Jürg Altwegg

Michel Houellebecq: Ein bisschen schlechter. Neue Interventionen. Aus dem Französischen von Stephan Kleiner. Dumont. 200 S., Fr. 33.90

Alle paar Jahre bündelt Michel Houellebecq die Essays, Interviews, Artikel, die sein literarisches Schaffen begleiten, zu einem Buch. «Zum letzten Mal», verkündete er nun, als er die «Interventions 2020» vorstellte. Nur «aussergewöhnliche Umstände» könnten ihn von seinem Vorsatz abhalten. Man denkt unweigerlich an den Bürgerkrieg, den er Frankreich prophezeit – und der in seinem letzten Roman im Keim vorhanden ist. Über den Islam, den Terrorismus und die schrumpfende Meinungsfreiheit hat er gesagt, was er zu sagen hat. Sein jüngster Essay über Corona liefert der deutschen Ausgabe den Titel: «Ein bisschen schlechter».

In Paris erschien die Sammlung zum Auftakt des laufenden *Charlie Hebdo*-Prozesses. Am 7. Januar 2015, dem Tag des Attentats auf das Satiremagazin, zierte Houellebecq dessen Cover. Als die Schüsse fielen, sass er im Radiostudio: Es war der Erstverkaufstag seines Romans «Soumission» («Unterwerfung») über die Wahl eines islamischen Präsidenten – im Jahr 2022 – und die Kollaboration der französischen Eliten mit dem neuen Glauben. Houellebecq musste untertauchen, Premierminister Manuel Valls hat dessen Mitschuld am Attentat suggeriert: «Houellebecq ist nicht Frankreich.» Der Prozess in Paris und die «Interventions 2020»

«Zum Schreiben gehört es, das Negative auf sich zu nehmen, alles Negative in der Welt.»

werden von neuen Attentaten begleitet, die Nachbeben der Anschläge von 2015 sind: die Enthauptung eines Lehrers, der im Unterricht die Karikaturen zeigte, und diejenige in der Kirche in Nizza. Houellebecq schweigt.

Die «Neuen Interventionen» schliessen mit einem Text, der für Schweizer Leser besonders interessant ist: «Den Fall Vincent Lambert hätte es nicht geben dürfen.» Er handelt von der Sterbehilfe. Zur Erinnerung: Im Roman «Karte und Gebiet» scheidet der Vater des Protagonisten bei Dignitas aus dem Leben. Der Sohn, der davon nichts wusste, besucht die Sterbehelfer und verprügelt eine Mitarbeiterin. Houellebecqs Beschreibungen der Örtlichkeiten sind gespenstisch. Vor dem Gericht in Köln versuchte Dignitas-Gründer Ludwig A. Minelli, die Auslieferung der deutschen Übersetzung zu verhindern. Er verlangte das Einschwärzen von Stellen – zum Beispiel die Bemerkung dass die

Asche der Toten das Überleben der Saiblinge im Zürichsee gefährde. Ohne Erfolg.

Beim Fall Vincent Lambert ging es um einen jungen Mann, der zehn Jahre lang im Koma gelegen hatte. Die Familie war zerstritten, Frankreich gespalten – alle verfolgten das Hin und Her. Die Eltern wollten ihn am Leben erhalten, seine Ehefrau und die Ärzte die künstliche Ernährung abbrechen. Gerichte hinderten sie daran. Inzwischen ist Vincent Lambert tot und Michel Houellebecq ein bedingungsloser Gegner der Sterbehilfe geblieben. Ihre Zulassung in Frankreich wäre für den Schriftsteller ein «aussergewöhnlicher Umstand», der ihn zum Schreiben veranlassen würde – das Beispiel stammt von ihm, es ist bislang das einzige.

Ansonsten befasst er sich in den «Neuen Interventionen» mit dem Fortschritt, den die Konservativen verkörpern, der Lyrik, den Romanen von Emmanuel Carrère und mit Donald Trump: «ein guter Präsident, einer der besten, den Amerika je hatte». Auch das Rätsel seiner Zähne wird gelöst: Er vergass sein Gebiss bei Frédéric Beigbeder auf dem Tisch – ohne Zähne musste er zu den Filmfestspielen nach Berlin reisen. Beigbeder, Autor vieler erfolgreicher Romane, erwähnt die Episode in einem Interview, das er 2014 für das Männermagazin *Lui* mit Houellebecq führte. Sie dinierten bei den Beigbeders, weil man in Restaurants nicht mehr rauchen darf. Beim Schreiben schafft es Houellebecq nicht unter vier Päckchen pro Tag.

«Unterwerfung» war «als Roman einer Konversion zum Katholizismus» konzipiert, beteuert der Verfasser im Gespräch mit Agathe Novak-Lechevalier. Dass daraus Islam wurde, begründet er mit seinem «persönlichen Scheitern beim Versuch, selbst zu konvertieren». Gelegentlich unterliege er noch immer «einem Anflug von Glauben, aber ich weiss, dass es nicht von Dauer sein wird». Als Schriftsteller sei er katholisch «in dem Sinn, dass ich dem Schrecken einer Welt ohne Gott Ausdruck verleihe – aber nur in diesem Sinne».

Die Zeitschrift *Le Débat*, die soeben ihr Erscheinen eingestellt hat, beschreibt in ihrer Bilanz einer Epoche «Das Erscheinen von Michel Houellebecq» als «letztes Erdbeben der französischen Literatur» und spricht von einer «Krönung zum *écrivain français*» in einem Land, das die Literatur als Religionsersatz zelebriert. Houellebecq ist sich dieser Dimension mehr als bewusst: Er beansprucht sie. «Zum Schreiben gehört es, das Negative auf sich zu nehmen, alles Negative in der Welt, und eine Darstellung davon zu geben, so dass der Leser Erleichterung darin findet», sagt er zu Novak-Lechevalier: «Und da gibt es in der Tat einen Bezug zu Christus, der die Sünden der Menschheit auf sich nimmt. Also ja, es ist eine Tatsache, es gibt da eine Ähnlichkeit ... das ist doch ein gutes Fazit, oder?»

Houellebecq ist Frankreich.



„Beim Anblick einer hübschen Schneefrau wird mir immer ganz warm ums Herz ...“



Fliegt mutterseelenallein von Zürich in den Kongo: Junger Kuckuck.

Migranten und Zauberlehrlinge

Dagmar Just

David Barrie: Unglaubliche Reisen – Vom inneren Kompass der Tiere. Mare. 368 S., Fr. 39.90

Seit der Eiszeit ziehen Jahr für Jahr Billionen von Insekten von Süd nach Nord oder umgekehrt. Sie teilen sich die Luft mit fünfzig Milliarden Zugvögeln, die genauso regelmässig aus ihren Brutrevieren in die Winterquartiere übersiedeln. Dazu kommen die Landtiere, darunter andert-halb Millionen Gnus, eine halbe Million Zebras und eine Viertelmillion Gazellen, die ihre Standorte in der südlichen Serengeti aufgeben und zur nördlichen Masai Mara ziehen.

Mindestens genauso gigantische Migrantenströme durchpflügen die Meere: Aale, Wale, See-Elefanten, Plankton, Lachse und Langusten, Schildkröten, Sardinen, weisse Haie – alle wechseln permanent den Ort. Und scheinen mühelos imstande, sich jedes Mal neu mit den dynamischen Habitaten vor Ort zu arrangieren. Dass sich zwischen so vielen kreuz und quer nomadisierenden Tierlawinen nie Staus oder Massenkarambolagen wie im modernen Strassenverkehr ereignen, grenzt an ein Wunder.

Ameisen die Beine amputiert

Doch wird diese logistische Meisterleistung der Synchronisierung von Milliarden biologischer Uhren noch übertroffen von der Präzision, mit

der all diese Tiere ihre Ziele auch bei Nacht und Nebel, Wind und Wetter und über grösste Entfernungen anzusteuern vermögen. Wozu der Mensch Karten, Lote, Kompass, Sextanten erfand und später das GPS – der Mistkäfer hat es genauso wie das Krokodil, die Wüstenameise oder der Weissstorch im Blut: ein sagenhaftes Orientierungs-, Navigations- und Heimfindervermögen.

Der europäische Kuckuck etwa, kaum im Nest seiner ahnungslosen Stiefeltern geschlüpft, befördert die Stiefgeschwister hinaus, mästet sich selbst mit deren Futter für die Reise und fliegt los: eines Nachts im August, mutterseelenallein, sagen wir, von

Der Mistkäfer hat es wie das Krokodil im Blut: ein sagenhaftes Orientierungsvermögen.

Zürich nach Farma-Nzoko im Kongo. «Unmögliche Strecke», sagt der Routenplaner, der junge Kuckuck aber fliegt mit traumwandlerischer Sicherheit über Polen, Ungarn, Griechenland, die Sahara und landet im Kongo – wo ihn statt Füchsen und Eichen Flusspferde und Gorillas erwarten, Mangroven und Würgefeigen. Aber warum geht er überhaupt auf diese lange, anstrengende und gefährliche Reise, und woher weiss er, wann er starten und wohin er fliegen muss?

Zuerst suchte man behutsam nach Antworten. So band der begnadete amerikanische Tiermaler James Audubon (1785–1851) jungen

Waldschnäppern im Herbst dünne Silberfäden an die Beine, um zu sehen, ob sie im Frühling zu ihren Nistplätzen zurückkehrten. Um 1900 kamen dann schon die Aluminiumringe mit Erkennungscode und Rücksendeadresse auf. Und seit der digitalen Revolution operiert man mit Betäubungsgeschossen, die den Versuchstieren Satelliten- oder GPS-basierte Sender implantieren, um technische Daten über Wanderrouten, Tempi, Flughöhen und Zwischenstopps zu registrieren.

Noch rabiater geht es bei den Experimenten zur tierischen Orientierungskunst zu. Hier werden Wüstenameisen die Beine amputiert oder Schweineborsten stelzenartig anmontiert, um die Existenz eines inneren Schrittzählers zu be- oder zu widerlegen. Langusten werden zerstückelt und in eine von flüssigem Helium umgebene Kammer gelegt als Test, ob sie magnetisch aktives Gewebe besitzen. Krokodile werden in Schlingen unter einen Helikopter gehängt und kilometerweit übers Meer transportiert, um ihr Heimfindervermögen zu prüfen.

Tauben, die sich an Gerüchen orientieren, werden in der gleichen Absicht «geruchsblind» gemacht und an fremden, mit künstlichen Gerüchen präparierten Orten ausgesetzt. Schmetterlingen trennt man die Fühler ab oder übermalt sie mit Farbe, um zu sehen, ob diese als Sensoren in einem vermuteten inneren Sonnenkompass fungieren. Oder sie werden in Gefrierboxen gekühlt, dann fixiert man sie in einem Drahtgeflecht, saugt ihnen die pelzartigen Schuppen vom Leib, beklebt die nackte Stelle mit Wolframdraht und steckt sie in Flug-

simulatoren mit verschieden starken Magnetfeldern.

Nicht umsonst war David Barrie, der Autor dieser «Unglaublichen Reisen» lange Zeit Diplomat und wurde 2010 von der Queen zum Ritter geschlagen. Er berichtet von der phänomenalen Reisekunst der Tiere zu Wasser, zu Lande und in der Luft mit der gleichen freundlichen Bewunderung, mit der er den Horror und die Finesse der an ihnen vorgenommenen Experimente schildert. Dabei unterschlägt er nicht, dass die Thesen, auf denen diese Experimente beruhen, uralte sind. Schon im 19. Jahrhundert vermutete man, dass Tiere sich mittels innerer Sonnen-, Magnet- oder Sternkompass, Geruchs- oder Schallsinne orientieren können.

Wir Orientierungstrottel

Über das Buch verteilt, finden sich auch immer wieder ernüchternde Resümees: «Keines der hier vorgestellten Experimente liefert einen direkten Beleg dafür, dass ...» oder «Scheinbar stecken wir in einer Sackgasse» und «Weitere Forschungsarbeiten sind erforderlich». Erst im letzten Kapitel des Buchs lehnt Barrie sich ein Stück weit kritisch aus dem Fenster. Mit einem etwas überraschenden Looping konstatiert er, dass wir Menschen inzwischen nicht nur einen Grossteil unserer praktischen Fertigkeiten an Spezialisten abgegeben und damit peu à peu verloren hätten. Durch die GPS-Revolution seien wir nun auf dem besten Weg, «uns von der vielleicht ältesten und grundlegendsten Fähigkeit natürlicher Wesen überhaupt zu verabschieden: der Orientierung». Sein Fazit: «Wir sind uns dessen vielleicht nicht bewusst, aber wir wandeln uns rasant in Orientierungstrottel.»

Diplomatisch, wie er ist, überlässt Barrie die bedrückendere und greifbarere Schlussfolgerung aus seinem Buch dem Leser: Die Community der zoologischen Orientierungsforscher verbraucht die gleichen Ressourcen, deren Versiegen sie anprangert, wenn sie mit Hightech von Schweden nach Afrika und von Kalifornien in die Arktis fliegt, um wie der Zauberlehrling aus Goethes Gedicht Tieren das Geheimnis ihrer Orientierungsfähigkeit abzuringen.

Die Waage weiss alles

Oliver vom Hove

Lana Lux: Jägerin und Sammlerin. Aufbau. 304 S., Fr. 29.90

Der Selbsthass ist einer der am wenigsten wahrgenommenen Landstriche der menschlichen Seele. Er wütet im Individuum, verdirbt dessen Beziehungen zur Aussenwelt, macht sich als Aggression auch im Politischen breit. Bei

so mancher hasserfüllten Demonstration marschiert er mit.

Hass auf sich selbst, Hass auf den eigenen Körper sind nicht nur ein Pubertätsproblem. Ein ungesunder Teil der Bevölkerung quält sich mit Gesundheitsregeln, die einander nicht selten diametral widersprechen. Alisa, die junge Protagonistin in Lana Lux' neuem Roman «Jägerin und Sammlerin», wird von einer Essstörung beherrscht, die ihr alles, was sie unternehmen will, gründlich vergällt.

«Zu dick, zu gross, zu massig», so wähnt sie sich nach eigenem Gutdünken – und vor allem nach dem ihrer Mutter. Deren Vorhaltungen und mangelnde Anerkennung treiben die Schülerin in Orgien der Selbstbestrafung. Tags-

*«Ich muss alles richtig machen»,
lautet die Maxime, an der Alisa
regelmässig scheitert.*

über wird kein Bissen Essbares zugelassen, nur um abends umso mehr in sich hineinzustopfen – bis zum regelmässigen Erbrechen.

Ihrer Freundin Mascha, einer gertenschlanken Ballett-Elevin, kann Alisa hinsichtlich Körperideal nicht das Wasser reichen. Die nur mit sich selbst beschäftigte Mutter sagt zu ihrer Tochter, einem russischen Sprichwort folgend: «Du bist wie eine Kuh, die Milch gibt und dann den Eimer umkippt.»

Beide, Mutter wie Tochter, sind wie die Autorin einst aus der Ukraine nach Deutschland ausgewandert. Alisa war da erst zwei Jahre alt. Die Mutter Tanya, eine narzisstische Schönheit, will im Westen alles nachholen, was ihr in Elend und Armut der Kindheit verwehrt war. Ihre Tochter soll den Ehrgeiz und die Perfektionssucht, die sie beherrschen, mit ihr teilen. «Ich muss alles richtig machen», lautet die Alisa eingepfote Maxime, an der sie regelmässig scheitert. Erst eine klinische Therapie bringt die dringend nötige Hilfe.

Schönheit und Schminke

Wer sich durchkämpft durch den nicht eben bekömmlichen ersten Teil des Romans mit seiner drastischen Bulimie-Schilderung, wird in der Folge durch eine psychologisch feinschattierte Mutter-Tochter-Erzählung belohnt. Ausführlich wird von den bitteren Erfahrungen berichtet, die Tanya aus ihrem früheren Leben in der Ukraine mit in den Westen geschleppt hat. Dort sollten Schönheit und Schminke sie für ihr erbärmliches Vorleben entschädigen. Doch Alisas Vater, der die Familie begleitet hat, verkraftet die Entwurzelung nicht. Irgendwann kehrt er genervt in seine Heimat zurück. Die Autorin, die Ernährungswissenschaft studiert hat, weiss alles über das geschilderte Problemfeld. Das lässt den Leser schliesslich doch etwas bevormundet zurück.

DIE SPRACHE

Johann Ballhorn

Berühmt werden und berühmt bleiben – der Traum vieler Menschen. Sie bedenken nicht, dass man auch unrühmlich in die Geschichte eingehen kann. Der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen und der Chemiker Louis Pasteur waren Persönlichkeiten, deren Namen zu den Deonymen (Wörter, die von einem Eigennamen abgeleitet sind) «röntgen» und «pasteurisieren» wurden. Ihr Name hat einen guten Klang, was man von den Herren Guillotin und Ballhorn nicht behaupten kann. Namensgeber für die Guillotine wurde der französische Arzt und Politiker Joseph-Ignace Guillotin, obwohl er die Guillotine nicht erfunden hat. Ähnlich erging es dem Buchdrucker Johann Ballhorn (oder Balhorn), der im 16. Jahrhundert eine Ausgabe des Lübecker Stadtrechts druckte; sie enthielt viele sinnentstellende Fehler unbekannter Bearbeiter, die ihm angelastet wurden. Guillotiniert wird ja heute nicht mehr, verballhornt aber schon.

Schiller, insbesondere sein Gedicht «Das Lied von der Glocke», wurde schon immer gerne parodiert: «Drum prüfe, wer sich ewig bindet, / Ob sich nicht was Bessres findet.» Aus «Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau» wird «Und drinnen züchtigt die gewaltige Hausfrau». Ja, Herr Schiller, Sie mussten ja unbedingt Klassiker werden. Ihr «Lied von der Glocke» ist übrigens ziemlich lang geraten. Das geht kürzer: «Loch in Erde / Bronze rin / Glocke fertig / Bim bim bim.» Goethe wollen wir nicht auch noch verhunzen, das hat schon Joachim Ringelnatz besorgt: «Drüben am Walde / Kängt ein Guruh / Warte nur balde / Kängurst auch du.» Das passt doch wie der Faust aufs Gretchen.

Selbst die Bibel ist nicht gefeit gegen Verballhornungen: «Jesus sprach zu seinen Jüngern: Pommes isst man mit den Fingern.» – «Paulus sprach zu den Korinthern: Im Winter wärmt das Haar am Hintern.» Die Werbung, auch ein dankbares Objekt: «Der Mann ist tot, die Witwe kichert, denn er war Allianz-versichert.» – «Wenn's vorne zwickt und hinten beisst, nimm Klosterfrau Melissegeist.»

Nun sage ich «au réservoir». Seid furchtbar und wehret euch.

Max Wey

Wichtiger als Picasso

Vom Werbe-Illustrator über den Pop-Art-Maler führte Andy Warhols Weg zum bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts.

Mark van Huisseling

Blake Gopnik: Warhol – Ein Leben als Kunst. Aus dem Amerikanischen von Hans Freundl, Andreas Thomsen, Violeta Topalova, Ursula Held, Hans-Peter Remmler. C. Bertelsmann. 1232 S., Fr. 65.–

Die Lebensgeschichte beginnt mit einem kurzen, mit «Vorspiel: Tod» überschriebenen Bericht von der Operation, der sich der Protagonist unterziehen musste, nachdem auf ihn geschossen worden war. «Das erste Mal starb Andy Warhol am 3. Juni 1968 um 16.51 Uhr», lautet der schöne erste Satz.

Natürlich starb er nicht, sondern wurde gerettet von einem «begabten Chirurgen namens Giuseppe Rossi», der an diesem Tag im New Yorker Columbus-Krankenhaus arbeitete. Rossi setzte aus Gründen der Bequemlichkeit und Sicherheit riesige Nähte, die Warhols Rumpf mit einem frankensteinhaften Netz von Narben überzogen – vielleicht, heisst es, habe er Zweifel gehabt, ob der Patient lange genug leben würde, um sich daran zu stören (tatsächlich starb er erst 1987). Ein paar Hundert Seiten später hat Rossi einen weiteren Auftritt, als einer von vielen, die vom Künstler Geld einzutreiben versuchen: «Zahl schon, du Wichtigtuier!», soll der Chirurg an Warhol geschrieben haben.

Ozean an Infos

Die Biografie von Blake Gopnik ist mit 1232 Seiten (plus 224 weiteren für Fussnoten, die aber nur in der elektronischen Ausgabe respektive auf der Website des C.-Bertelsmann-Verlags erhältlich sind) ein schön gemachter Backstein oder *doorstop*. Der Autor – ehemaliger Kunstressortleiter der *Washington Post*, seit einigen Jahren freier Kritiker und Publizist – schaut auf der vollen Länge so genau hin wie beim «Vorspiel», über das der Rezensent des *New Yorker* schrieb: «Während des Lesens fühlte ich mich, als würde ich operiert.»

Gründe für den ausserordentlichen Umfang sind die schiere Masse an Informationen, die es über Warhol gibt – schon die vom Künstler

selbst während fast zwanzig Jahren angelegten über 600 «Zeitkapseln», in denen er wie ein Messie alles aufhob –, aber ebenso das Bestreben des Biografen, ein episches Buch zu schreiben. Immerhin geht es um den *artiste*, der Picasso als wichtigsten und einflussreichsten Künstler des 20. Jahrhunderts abgelöst hat. «Oder zumindest teilen sich nun beide diese Position auf dem Gipfel des Parnass, neben Michelangelo, Rembrandt und den anderen Genies.»

Die neuste ist nicht die erste Biografie über den Sohn von Andrej und Julia Warhola, die

Taxibelege über \$ 8,15, die sich Mitarbeiter nicht ausstellen liessen, bekommen Tagebucheinträge.

aus einem Dorf in der heutigen Slowakei nach Pittsburgh gezogen waren, wo der Vater in einem Stahlwerk beziehungsweise als Umzugshandlanger Arbeit fand und die Mutter den Haushalt führte sowie die beiden älteren Söhne, vor allem aber Andrew, Jahrgang 1928, aufzog. Doch die erste Biografie in dieser Grössenordnung und Qualität, urteilt der Rezensent der *New York Times*.

Mein Eindruck ist, dass sie wahrscheinlich am meisten darüber liefert, was das *making* des Künstlers betrifft, vom Werbeillustrator zum Pop-Art-Maler und -Mitbegründer, Filmmacher, Business- plus Konzeptkünstler. Gleich viel oder mehr zum *unmaking* des Menschen Andy Warhol erfährt man in der Biografie «Holy Terror» des langjährigen Warhol-Mitarbeiters Bob Colacello von 1990 (neu aufgelegt 2014).

Mehrheitlich ist Gopniks «Warhol» leicht lesbar, trotz des Ozeans an Infos, die der Autor in sieben Jahren recherchierte, gewichtete und schliesslich darreichte. Verhältnismässig selten nur wünscht man, er hätte mehr gewichtet und weniger dargereicht. So hat er es beispielsweise übertrieben mit der Abhandlung über die Ästhetik der Schuh-Illustrationen des frühen Warhols – 1955 bis 1956 –, unter besonderer Berücksichtigung von *camp*-Einflüssen und -Ausstrahlung (*camp* im Sinne von schwul). Dies,

obwohl Warhols Befindlichkeit als Homosexueller in Amerika in den 1950er Jahren wahrscheinlich ähnlich stilprägend für seine Arbeit war wie Jean-Michel Basquiats *blackness* dreissig Jahre später, als Warhol mit dem damaligen Maler-Wunderkind zusammenarbeitete, was im Buch ausführlich beschrieben wird.

Warhols Geiz

Eine weitere Stärke ist der Ton des Autors, der seiner Hauptfigur gelassen gegenübersteht. Es ist anzunehmen, dass er Warhol mag und sein Werk als sehr bedeutend einschätzt. Doch er ist kein Fan, der nur dessen geniale Seiten sieht. Aber auch nicht einer, der auszog, um streng über den Künstler zu urteilen und ihm die Luft rauszulassen. Regelmässig nimmt er Einschätzungen vor, die helfen, Warhols Werk einzuordnen respektive zu verstehen, weshalb bestimmte Einordnungen von anderen Kritikern vorgenommen wurden.

«Genie unter der silbernen Perücke»:





Künstler Warhol.

Warhols 1980er Jahre etwa waren in der Einschätzung vieler eine schwache künstlerische Periode; sein Werk war eher richtungslos. Er hatte erkannt, dass die gerade angesagte Arbeit der Jungen Wilden von damals konservativ war – wie seine es nie gewesen war und wie er sie auch nicht machen wollte. Gopnik schreibt dazu: «Für Warhol leistete ein Künstler nur dann wirklich etwas, wenn er die fundamentalen Grundsätze dessen, was Kunst ist und was der Künstler zu schaffen in der Lage ist, beständig hinterfragte. Nur dadurch konnten Warhols beste Arbeiten wirklich als grosse Kunst gelten; und genau deshalb konnte die Kunst dieser Jungen Wilden als schlecht gelten.» Bei den Jungen Wilden handelte es sich um Julian Schnabel, Keith Haring, Kenny Scharf oder eben Basquiat.

Auch ist sich der Kunstkritiker Gopnik nicht zu fein, Klatsch, Banalem und Privatem in Warhols Leben reichlich Platz zu geben. Was

richtig ist, da interessant und dem Verständnis der schwer fassbaren Persönlichkeit dienlich – sein Protagonist wäre wohl der Erste, der das schätzen und bestätigen würde. Man erfährt viel über Warhols Sparsamkeit – oder war's Geiz? – sowie seine Abneigung, Steuern zu zahlen. Taxibelege über \$ 8,15, die sich Mitarbeiter nicht ausstellen liessen, bekommen Tagebucheinträge. Ebenso über sein Verhältnis zu seiner Mutter, die bei ihm in New York «vorübergehend» einzog, nachdem er dort drei Jahre gelebt hatte, und fast zwanzig Jahre blieb. Was ihm zeitweise auf die Nerven fiel, aber vermutlich das kleinere Übel war.

Lieber keinen Sex

Das grössere Übel wäre gewesen, dass er – ohne die Mutter im Schlafzimmer nebenan – keine Ausrede gehabt hätte, weshalb er mit seinem jeweiligen Freund oder «Liebhaber» keinen Sex haben wollte. Zu schreiben, Warhols *sex drive*

sowie sein Verlangen nach körperlicher Nähe seien gering gewesen, wäre eine Übertreibung. Ein Grund dafür könnte das rheumatische Fieber Chorea minor, unter dem Andrew als Kind litt, gewesen sein.

Dieses hat eine Korrelation zu psychischen Problemen im Erwachsenenalter: Zwangs- und Körperwahrnehmungsstörungen, genannt Dismorphophobie, mit Symptomen wie exzessivem Sammeln oder Hygienefanatismus,

Warhols Mutter zog «vorübergehend» bei ihm ein – und blieb fast zwanzig Jahre.

so gibt Gopnik die wissenschaftlichen Erkenntnisse wieder.

Fast schon anwaltschaftlich wird er, wenn es um den Vorwurf geht, Warhol habe sich und seine Kunst kommerziellen Überlegungen untergeordnet, Geld sei ihm wichtiger gewesen als Geist. Das widerlegt Gopnik mit Beispielen, die zeigen, wann und wo der Künstler Entscheide fällte, von denen er wusste, dass damit wenig oder nichts zu verdienen war. Dabei bestreitet er nicht, dass Warhol auf die *bottom line* geachtet habe – verständlich; er verdiente zeitweilig zwar viel, 1,7 Millionen Dollar im Jahr 1981 beispielsweise (umgerechnet und nach heutiger Kaufkraft vielleicht 22 Millionen Franken). Er hatte aber auch hohe Kosten: für Mieten oder Zinsen und Unterhalt der jeweiligen Factory – die Hallen in Manhattan, in denen er arbeitete und Hof hielt –, die jahrelangen Verluste seines *Interview*-Magazins, seinen Kaufzwang ...

«Ah», «oh», «jeez»

Wozu auch Gopnik wenig einfällt, ist die angebliche Unintellektualität Warhols. Er vertritt die nachvollziehbare Sicht, dass einer, der es aus Pittsburghs Arbeiterviertel in die Kunstwelt von Manhattan und in die feine Gesellschaft ebendort plus auf den «Gipfel des Parnass, neben Michelangelo, Rembrandt und den anderen Genies» geschafft hat, nicht doof sein kann. Weshalb so einer aber während schicker Abendessen, Interviews oder TV-Auftritten auf Fragen nicht mehr sagt als «ah», «oh» oder «jeez» und, um Einschätzungen gebeten, vorschlägt, man solle seine Assistenten fragen, die hätten die Bilder gemalt oder gedruckt – dazu schweigt auch dieser Biograf mehrheitlich.

Das Buch ist lesenswert, oder jedenfalls die Mehrheit der vielen Seiten sind es. Den *blurb* von Elton John, «Diese fantastische neue Biografie enthüllt den Mann – und das Genie – unter der silbernen Perücke», löst es aber nicht ein. Man weiss danach zwar Bescheid über fast alles, was Warhol tat. Aber man hat nicht das Gefühl, ihn kennengelernt oder gar verstanden zu haben.

Traumsicher und traumschön

Manuel Brug

Giuseppe Verdi: Simon Boccanegra. Opernhaus Zürich. Mit Christian Gerhaher. Live auf Arte TV: Sonntag, 6. Dezember, 17 Uhr.

«Die darstellenden Künste beklagen nicht nur die finanziell existenzielle Gefährdung vieler für sie arbeitender Selbständiger, Unternehmen und Institutionen, sondern müssen auch einen nachhaltigen Verlust ihres Publikums befürchten – diese schwerwiegende und vielleicht nachhaltigste Gefahr für unser reiches kulturelles Leben sollte sich die Politik bewusst machen.»

Das sagt der studierte Mediziner und praktizierende Sänger Christian Gerhaher. Und ist sich des Privilegs bewusst, dass er zur oberen Schicht seiner Berufsgruppe gehört, die sich (noch) nicht so viele Sorgen machen muss. Denn der 1969 geborene Straubinger, längst «Bayerischer Kammersänger» an der Staatsoper, hat eine Professur an der Musikhochschule in München, wo er auch lebt. Und im Verbund mit seinem klavierspielenden Jugendfreund Gerold Huber ist er als kleine Interpretationseinheit auch zurzeit mit Rezitals gefragt.

Zweifel und Ängste

Der eher selten, aber regelmässig auch auf der Musiktheaterbühne anzutreffende eminente Liedbariton hat sogar ein bedeutendes Opernrollendebüt vor sich: Am 6. Dezember singt er, mit Fabio Luisi und Intendant Andreas Homoki am Dirigenten- beziehungsweise Regiepult, im Opernhaus Zürich erstmals die Titelrolle in Verdis dunkel-düsterem «Simon Boccanegra» – vor leeren Rängen, aber vor den Kameras von Arte.

Der Genueser Doge, der seine verloren geglaubte Tochter wiederfindet, aber trotzdem am Gift seines Rivalen stirbt, gehört zu den tief-sinnigen Vaterrollen des alternden Verdi: nobel, herrisch, starrsinnig, vergebungsbereit. Genau das richtige Futter für Christian Gerhaher, den Liedinterpreten, der freilich lange schon auch als wandlungsfähiger Darsteller überrascht. Besonders in Zürich. Hier sang er 2015 sein packendes Rollendebüt als Alban Bergs Wozzeck. Zuletzt war er im März 2018 als verquerer Dichter Nikolaus Lenau in der Heinz-Holliger-Uraufführung «Lunea» zu erleben.

Ein nörgeliger Pedant mit Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber der Oper: So schätzt sich der 51-jährige Bariton selbst ein. Und das ist nicht kokett gemeint. Er will es genau wissen, das hört man. Aber dann klingt es doch natürlich und abgewogen. Und ohne Pedanterie. Ein Sänger im ewigen Kampf mit sich und seinem Beruf, von Zweifeln und Ängsten ge-



Ewiger Kampf um Ehrlichkeit und Ausdruck: Bariton Gerhaher.

plagt und sich dann doch so traumsicher wie traumschön durch Lieder wie Opern bewegend, immer er selbst und doch stets ein anderer. In Franz Schuberts «Nachtviolen»-CD-Auswahl etwa ist er, von Gerold Hubers Akkordstrom getragen, vom ersten Ton an da. Diese prompte Kommunikationsfähigkeit, dieses ernste Liebesverhältnis zum Text, die sinnlich-weiche, wenn gefordert aber auch markante Verschmelzung von Klang und Bedeutung: Diese Gerhaher-

*Bei ihm ist keine Konvention,
keine Routine, keine verordnete
Attitüde in der Stimme.*

Markenzeichen prägen seine Karriere. Auch sein Herzensprojekt: alle Robert-Schumann-Lieder, die er seit Jahren für Sony aufnimmt.

In einem Film erzählt Gerhaher in seiner typischen Das-Glas-ist-halb-leer-Haltung, er sei wohl auf dem Höhepunkt, ab jetzt gehe es bergab. Und er kämpfe ja zeitlebens nur gegen Verfall und Niedergang. Auf der Bühne stemmt er sich trotzig gegen diese Possierlichkeiten, Posen und Possen. Wenn er singt, tönt das wie aus einem anderen Opernland. Bei ihm ist keine Konvention, keine Routine, keine verordnete Attitüde in der Stimme. Mögen die anderen tändeln (oder so tun), bei ihm geht es ums Ganze, er rührt und reisst an den Grenzen der Konvention.

Zu Dietrich Fischer-Dieskau, seinem grossen Vorbild, den er, sagt er, niemals werde einholen können, habe er zwar ein sehr ambivalentes Verhältnis – mindestens in einem Aspekt ähnelt er ihm frappant: weil er trotzig die Fackel der reinen Kunst hochhält und den ewigen Kampf um Ehrlichkeit und Ausdruck, um Natur mit grösster Kunstfertigkeit führt.

Christian Gerhaher, der an Morbus Crohn, einer chronischen Darmentzündung, leidet, hat lange gebraucht für seine Karriere. Dann war er plötzlich einfach da. Hat seinen Platz gefunden, als wäre dieser immer für ihn freigehalten worden. Dank seiner Charakterstimme, die beruhigt und anregt, die man nach wenigen Phrasen sofort erkennt. Mit der man sich wohl und geborgen fühlt, die auf eine vokale Erzählreise einlädt, der man gern folgt. Und die man unbedingt wiederhören mag.

Ob er jemals ein Superstar werden wird? Solche Fragen stellt er sich nicht, weil er in anderen Kategorien denkt. Er ist doch längst beim nächsten Liedproblem, das immer das schwerste scheint. Und das sich sofort in intelligentes Wohlgefallen auflöst, wenn dieser aussergewöhnliche Sänger auf einem Podium oder einer Bühne erscheint. Denn wenn Christian Gerhaher singt, schlägt er einen in seinen Bann und lässt einen nicht mehr los. Hoffentlich noch lange und oft. Denn immerhin diese, seine Kunst kann dem Verfall ein wenig trotzen.



Games

Zwang zur Veränderung

Marc Bodmer

Destiny 2 – Beyond Light. Bungie. Playstation 4/5, Xbox One, Series X/S, PC, Stadia

Einst hatte ein Videospiele eine Halbwertszeit. Sie lag nach dem Erscheinungsdatum bei rund sechs Monaten, danach flachte die Nachfrage drastisch ab. In den letzten Jahren haben Studios, die Grossproduktionen mit Budgets von über hundert Millionen Dollar produzieren, damit begonnen, Erweiterungen zum «Grundspiel» zu veröffentlichen. Das erlaubt es, die bestehende virtuelle Welt zu nutzen, aber die Spielenden mit neuen Missionen, Figuren und vor allem Geschichten bei der Stange zu halten.

So kommt es, dass ich seit über drei Jahren «Destiny 2» des unabhängigen Studios Bungie spiele. Die «Destiny»-Reihe begann 2014 und schuf eine «Star Wars»-artige Science-Fiction-Welt, in der sich Licht und Dunkel nach klassischer Manier aufs Dach geben. Als Wächter des Lichts schlägt man sich durch verschiedene Horden von Aliens: Da sind die maschinenartigen Vex mit einer milchigen Säure als

«Blut», die flinken Fallen, die auch mal auf allen vieren durch die Gegend spurten, die klotzigen Cabal, auch Weltraum-Nashörner genannt, die gruseligen Hive, die vorzugsweise in Schwärmen auftreten, und die düsteren Taken, die nur als schwarze Silhouetten erscheinen.

Vom Originaltitel sind im jüngsten Kapitel, «Beyond Light», nur noch einige Hauptfiguren übrig, viele sind samt ihren Planeten schlicht verschwunden. Gefressen von der Dunkelheit, wie es eingangs heisst. Dafür erscheinen alte Bekannte wieder wie die geheimnisvolle Exo Stranger; und Randfiguren wie der Drifter oder die Mondwächterin Eris Morn erhalten mehr Platz in der Geschichte. In deren Zentrum stehen dieses Mal die Fallen, die in den Besitz einer dunklen Macht, Stasis genannt, gekommen sind. Die neue Anführerin Eramis, die bereits zerfressen ist von der korrumpierenden Wirkung der Stasis, will den Wächtern des Lichts die Schmerzen zufügen, die sie lange Zeit erdulden mussten.

Eisiger Jupitermond

Um der neuen Bedrohung zu begegnen, muss mein Wächter des Lichts einen Teil der Dunkelheit in sich aufnehmen. Er wird gewissermassen selber zum Monster, um die anderen Monster zu bekämpfen. Handlungsort ist der eisige Jupitermond Europa. Wenn ich durch Schneestürme stapfe und im milchigen Graublau die blaugrauen Fallen auszumachen suche, komme ich arg ins Rotieren. In dieser grandiosen Spannung erlebe ich Flashbacks an das erste Mal, als ich Gänsehaut bekommen habe. Schon damals war es ein Game von Bungie. In «Marathon» begegnete ich 1994 erstmals unsichtbaren Gegnern. Ein Schock, der wieder hochkommt, wenn bis auf die hellblauen Augen unsichtbare Aliens aus dem Schneegestöber auftauchen. Die Mission in «Beyond Light» zählt zu den stärksten der Serie, auch wenn sie schnell durchgespielt ist.

«Beyond Light» könnte auch «Destiny 3» heissen, stellt doch das Kapitel in mancher Hinsicht einen Neuanfang und die Basis weiterer Erweiterungen dar. Darauf darf man gespannt sein.



Alben für die Ewigkeit



Deep Purple in Rock (Anniversary Edition).

Es gab Momente in der Rockgeschichte, da musste man nach Luft schnappen. «Deep Purple in Rock» war so einer. Danach war nichts mehr wie vorher. Ich lebte in einem Mansardenzimmer in Neuburg, als zum ersten Mal «Speed King» erklang. Hatte es je schärfere Gitarrenriffs, wildere Jams und karate-mässige Drumsalven gegeben?

Auch wenn man dieses Album mit dem legendären Cover des umgestalteten Mount-Rushmore-Heldenfelsens heute auflegt, spürt man förmlich, was für ein Spirit 1970 in dieser Band herrschte. Deep Purple waren vorher eher bekannt für gelungene Coverversionen von den Beatles und Ike & Tina Turner und für ein paar heute vergessene Songs.

Musikalische Duelle

Ihr Talent blühte bereits auf mit Songs wie «Hallelujah» und dem Pionieralbum «Concerto for Group and Orchestra». Ritchie Blackmore fürchtete aber einen Imageverlust der Band und krepelte alles um: neuer Sänger, neuer Bassist, markantere Gitarrenriffs und offen getragene musikalische Duelle zwischen John Lords Hammondorgel und Blackmores unverkennbarer Stratocaster-Axt.

Auch songmässig war dieses Album richtungsweisend im Hardrock. Neben «Speed King», «Living Wreck» und dem später hinzugefügten «Black Night» hören wir mit «Child in Time» eine der grössten und dramatischsten Rockballaden aller Zeiten. Als der britische *Melody Maker* seinerzeit von Sänger Ian Gillan wissen wollte, wie zum Teufel er diese hohen Noten zustande bringe, meinte dieser nur: «Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Vermutlich hilft es, wenn man so enge Hosen trägt wie ich.»

Chris von Rohr

Film

Mit weichem Neapolitanisch

Matthias Rüb

La vita davanti a sé: Italien (2020)
Regie: Edoardo Ponti. Buch: Ugo Chiti, Edoardo Ponti. Kamera: Angus Hudson.
Mit: Sophia Loren, Ibrahima Gueye, Renato Carpentieri. Auf Netflix.

Die Geschichte ist nicht neu. Sie wurde erstmals 1975 erzählt. Und die Hauptdarstellerin ist alt. Das darf man so sagen, ohne unhöflich zu sein: Am 20. September feierte Sophia Loren ihren 86. Geburtstag. Dennoch ist «*La vita davanti a sé*» («Du hast das Leben vor dir») von Edoardo Ponti ein Film, der so frisch ist wie die ewige Botschaft, dass nur Liebe und Respekt die Menschen wahrhaftig verbinden – über die Gräben zwischen Geschlechtern und Zeiten hinweg.

Vor bald einem halben Jahrhundert erschien das Buch «*La vie devant soi*» des aus Litauen stammenden französischen Diplomaten und Schriftstellers Romain Gary (1914–1980), unter dessen Pseudonym Emile Ajar. Der Roman wurde mit dem Prix Goncourt des Jahres 1975 ausgezeichnet und erzählt die Geschichte von Madame Rosa, einer Pariser Jüdin, die Auschwitz überlebt hat, und des halbwüchsigen Mohammed, genannt Momò, eines muslimischen Jungen aus Algerien. Der delinquente Vater gibt den vierzehn Jahre alten Momò in die Obhut von Madame Rosa, einer in die Jahre gekommenen Prostituierten, die sich als Pflegemutter für die Nachkommenschaft der Leute vom Strich in ihrem Viertel einen kargen Lebensunterhalt verdient. Es entsteht eine Freundschaft, buchstäblich auf Leben und Tod, zwischen der alten Jüdin Rosa und dem jungen Muslim Momò.

Stark und verletzlich

Das Buch wurde 1977 von dem israelischen Regisseur Moshé Mizrahi (1931–2018) erstmals verfilmt, im Pariser Einwandererviertel Belleville mit einer herzlich-rauen Simone Signoret als kettenrauchender Madame Rosa. Mizrahis Klassiker wurde 1978 mit dem Oscar für den besten ausländischen Film ausgezeichnet. Die Signoret erhielt als beste Hauptdarstellerin des Jahres den französischen César und den italienischen David di Donatello.

Für ihr Remake haben Edoardo Ponti und Ugo Chiti ein abermals verschlanktes Drehbuch geschrieben und die Handlung vom Paris der späten siebziger Jahre in die apulische Hafenstadt Bari von heute verlegt. Eigentlich konnte Ponti gar nicht anders, als die Hauptrolle mit seiner Mutter Sophia Loren zu besetzen. Denn Madame Rosa trägt die tätowierte Num-



Grau und zerzaust und schön: Sophia Loren als Madame Rosa (mit Ibrahima Gueye).

mer aus Auschwitz auf dem linken Unterarm. Glaubwürdig können die Hauptdarstellerin und die Geschichte aus dem Hier und Heute nur sein, wenn die nunmehr italienische Signora Rosa wirklich alt ist: Vor einem Dreivierteljahrhundert wurde das deutsche Vernichtungslager auf polnischem Boden durch russische Soldaten befreit.

Sophia Loren, die zuletzt vor gut zehn Jahren vor der Kamera stand, meistert die Heraus-

Eigentlich konnte Ponti gar nicht anders, als die Hauptrolle mit seiner Mutter zu besetzen.

forderung der Zeiten ohne Aufhebens und mit natürlicher Würde. Die Madame Rosa gibt sie als missmutige und grossherzige, als starke und verletzte, als meist geistesfrische und mitunter abwesende Alte. Sie ist grau und zerzaust und schön. Mit ihrer Präsenz und ihrem weichen Neapolitanisch bestimmt sie fast jede Minute des Films, überstrahlt aber die anderen Gestalten nicht.

In einer der ersten Szenen des Films wird Madame Rosa beim Einkauf auf dem Wochenmarkt bestohlen. Von Momò (Ibrahima Gueye),

wie sich bald herausstellt. Der ist in Pontis Fassung der Geschichte ein zwölfjähriger senegalesischer Waisenjunge – auf die Figur von Momòs Vater haben Ponti und Chiti im Drehbuch verzichtet. Bei sich aufgenommen hat den Halbwüchsigen Doktor Cohen (Renato Carpentieri), ein gleichfalls in die Jahre gekommener Arzt, der sich um die Krankheiten und Gebrechen aller Leute im Quartier kümmert. Doktor Cohen bringt Madame Rosa nicht nur die entwendete Tasche zurück, sondern den kleinen Dieb gleich dazu. Verbunden mit der Bitte, gegen bescheidene Entlohnung auch Momò in ihre Obhut zu nehmen, er selbst könne sich um den widerspenstigen Jungen nicht mehr kümmern.

In der kleinen Wohnung leben als Pflegekinder bereits Iosif und Babu. Letzterer ist der kleine Sohn der transsexuellen Prostituierten Lola (Abril Zamora) von nebenan, die es aus Galicien in Nordspanien nach Apulien in Süditalien verschlagen hat. Der muslimische Ladenbesitzer Hamil (Babak Karimi), bei dem Momò etwas anderes als Stehlen lernen soll, und der Dealer Ruspa (Massimiliano Rossi), bei dem Momò stattdessen sein Talent als Drogenhändler beweist, vervollständigen den Mikrokosmos am Schmutzrand der Gesellschaft. Dieser Kosmos schrumpft im Verlauf des

Films immer weiter zusammen. Bis am Ende die greise Rosa, zunehmend von Aussetzern des Geistes und der Herzschläge gezeichnet, und der trotzige Momò als symbiotisches Paar übrigbleiben. Im Kellerraum ihres Hauses, wo sie sich ein Refugium vor den Geistern ihrer traumatischen Erinnerungen eingerichtet hat, schliesst Madame Rosa für immer die Augen.

Ponti inszeniert sein mit Melodrama etwas überfrachtetes Drehbuch nicht als sozial-kritisches Migrationstheater auf der schrundigen Freiluftbühne von Bari, sondern als Kammerspiel im Milieu. Die weise Sophia Loren und das Naturtalent Ibrahima Gueye in seiner ersten Filmrolle spielen auf Augenhöhe. Schon wird über eine mögliche weitere Nominierung der Loren für den Oscar spekuliert. Die für Anfang November in Rom geplante Premiere musste wegen Corona ausfallen. Seit 13. November läuft der Film bei Netflix. Schon in der ersten Woche ist «La vita davanti a sé» in 37 Ländern der Sprung in die Top Ten des Streaming-Dienstes gelungen, unter anderem in den USA, in Italien, Spanien, Brasilien und Kolumbien.

Podcast

Deutschlands jüngstes altes Ehepaar

Anton Beck

Dick & Doof. Apple Music und Spotify

Nonsens wirkt in ernstesten Zeiten wie Medizin, und nirgendwo gibt es so viel Nonsens auf einen Schlag wie beim Podcast «Dick & Doof». Die zwei heissen eigentlich Sandra und Luca, kommen aus Köln und Bielefeld und treffen sich regelmässig, um über alles und nichts zu reden. Das Thema ergibt sich meist spontan, und auch wenn die einzelnen Folgen Namen wie «Liebeskummer», «Kindheit» oder «Ängste» tragen, werden diese Themen selten ausführlich besprochen.

Ständig verheddern sich die beiden, kommentieren das Liebesleben ihres Freundeskreises oder lästern über die Arbeit, das Studium und Praktika, verhaute Prüfungen; sie spotten über merkwürdige Leute in der Nachbarschaft und all das, was den Alltag so ausmacht. Alle paar Minuten entsteht eine seltsame Stille – dann trinken die zwei einen Schluck ihres geliebten Kölsch. Als Ausgleich schreien sie auch gern mal.

«Halt's Maul»

Der Alltag von «Dick & Doof» widerspiegelt ganz gut den Zeitgeist und die Lebenswirklichkeit von Jugendlichen in Deutschland. Die beiden stellen praktisch ihr ganzes Leben online. Wem der Podcast nicht reicht, der kann

den beiden auch auf Instagram oder Youtube folgen, wo es Selfies und Clips en masse gibt.

Einfach mal eine Nacht durchfeiern oder den Kölner Dom besuchen – egal, das Duo lässt sich überallhin verfolgen. Den allermeisten Menschen würde es widerstreben, sich ständig zu filmen und das ungefiltert ins Netz zu stellen, doch Luca und Sandra scheint es nichts auszumachen. Anders als bei Realityshows, legen «Dick & Doof» keinen Wert auf Streit oder Konflikte. Sie wollen Harmonie. Sie sind ein Herz und eine Seele, erinnern an ein altes Ehepaar, das sich zwar ständig neckt, aber es nie wirklich böse meint.

Wer den Podcast wöchentlich hört, dem wachsen Sandra und Luca mit der Zeit ans Herz, weil man sie so intensiv kennenlernt. Das «Dick & Doof»-Publikum weiss, wann Sandra das letzte Mal etwas mit einem Typen hatte, warum Luca keine Frühlingsrollen mag, wie es in seiner Beziehung mit Freundin Jule (die sich konsequent aus der Öffentlichkeit raushält) so läuft und was von dem Corona-Autokino zu halten ist. Auch die grossen Momente fehlen nicht, etwa wenn Luca von Köln nach Hamburg zieht oder Sandra ihren ersten Comedy-Auftritt auf einer Bühne hinter sich bringt.

Auch wie das Ganze anfang, erfährt die «Dick & Doof»-Community, nämlich durch eine gemeinsame Bekannte, eine ungeplante Poolparty und ein Blödelvideo, das auf Youtube landete. Als dann wenig später der erste Podcast online gestellt und in kurzer Zeit sehr häufig gestreamt wurde, entschieden sich die beiden, das Ganze weiterzuführen.

Mittlerweile umfasst das «Dick & Doof»-Universum unzählige Stunden von Audio- und Videomaterial, das in erster Linie gute Laune verbreitet. Selbst wenn die beiden aktuelle News-Themen beleuchten (etwa die US-Wahlen), dauert der Ernst nie länger als fünfzehn Sekunden. Irgendwo kommt wieder ein «Digga», ein ironisches «Halt's Maul» oder ein nicht zu unterdrückender Lachanfall dazwischen. Und wenn gar nichts mehr hilft, nehmen die beiden einen Schluck Kölsch und schweigen sich an.



Jazz

Das weite Land

Peter Rüedi

Bill Frisell (Thomas Morgan, Rudy Royston): Valentine. Blue Note B0032169-02

Die USA sind ein weites Land, und Bill Frisell, geboren 1951 in Baltimore, ist der denkbar «amerikanischste» Musiker. Mit Pat Metheny und John Scofield bildet er das Gitarren-Triumvirat des neueren Jazz, und er ist von den dreien zweifellos der mit dem weitesten Horizont. Seine Musik bewegt sich durch alle Zeit- und Gemütszonen zwischen Ost- und Westküste.

Ist Jazz, zumindest grob gesagt, eine urbane Angelegenheit, reflektiert Frisells Musik neben durchaus mal avantgardistisch krahenden grossstädtischen Sounds (etwa in der Formation von John Zorn) auch Einflüsse von dem, was mit Grund Country & Western genannt wird, nicht zu reden natürlich vom ruralen Blues.

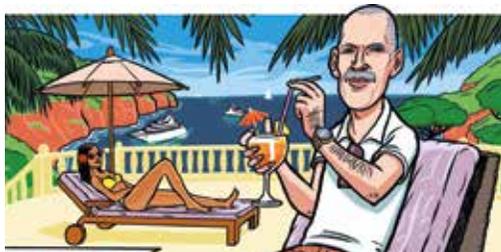
Frisell ist, versteht sich, in erster Linie ein Jazzmusiker; frühe Vorbilder waren der mitreisende Wes Montgomery und einer seiner Lehrer, der Gitarren-Feingeist Jim Hall, aber er hatte schon bald einen «Hang zum Küchenpersonal», also zu trivialen Mustern, die er, ein Pop-Artist eigenen Zuschnitts, in ein gleissendes Licht setzte. Über seinen «Americana» wehen sozusagen die Stars and Stripes, aber in der Version von Jasper Jones' Malerei.

Die Faszination von Bill Frisells Musik macht die Spannung zwischen seinen «trivialen» Vorlagen und seiner überaus sensiblen solistischen Gitarrenkunst aus. Zu der gehört ein besonderes Gespür für Interaktion, die kollektive Energie einer dicht, aber entspannt kommunizierenden Gruppe: das sogenannte Interplay.

Das eben macht Frisells jüngste CD, die erste seit vielen Jahren im von ihm live immer bevorzugten Trio-Format, zu einer Art stillen Sensation. Zusammen mit Thomas Morgan am Bass und Rudy Royston am Schlagzeug gelingt ihm eine Folge fabelhaft schwebender, in der Stimmungslage vornehmlich melancholisch getönter Trio-Poesie, ausgehend von einfachen Formen aus Blues, Folk, Jazz-Standards und sogar Afro-Pop (Boubacar Traorés «Baba Drame» zu Beginn; den Schluss macht die subtilste denkbare Intimversion der Protesthymne «We Shall Overcome»).

Höhepunkte der CD sind meiner Meinung nach zwei Originale: das wunderbar sanft monklisch vertrackte Titelstück «Valentine», ein Blues, und das entfernt an Nat «King» Coles Jahrhunderthit «Nature Boy» erinnernde «Winter Always Turns to Spring» (in diesem schrägen Herbst der Titel zur Zeit). Ein Meisterwerk, altersweise und vor Spannung vibrierend zugleich.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Tasse

Mark van Huissingling

Vergangene Woche war ich in Laax. En route machte ich, wie immer wenn möglich, halt in Chur. Genauer im «Italy 1901», einem italienischen Restaurant, in dem es feine Pizze und ebensolche, zum Teil hausgemachte, Pasta gibt (wenigstens 15 Prozent preiswerter als in Zürich zudem). Ausserdem handelt es sich dabei um das einzige Lokal der Schweiz, das ich kenne, wo der Espresso vom selben Röster kommt wie bei mir zu Hause.

Koffein, nebenbei erwähnt, ist die meistkonsumierte psychoaktive Substanz der Welt, zirka 90 Prozent der Menschheit greifen danach, meist täglich. Oder mit den Worten von Michael Pollan, einem amerikanischen Professor der University of California und dem Autor des Buchs «Caffeine: How Caffeine Created the Modern World»: «Die einzige bewusstseinsverändernde Droge, die wir sogar unseren Kindern verabreichen» (in Form von koffeinhaltigen Süssgetränken wie Coca-Cola et cetera; Pollans Text ist zurzeit bloss als von ihm gelesenes Hörbuch zu haben).

Die Koffein-Ausgangslage ist eine vielversprechende somit – allein in Zürich leben gegen 400 000 mehr oder weniger stark Süchtige. Weshalb die Dealer, Pardon: Anbieter wohl damit durchkommen, miesen Stoff zu liefern. Das Gros des Kaffees oder Espressos, den man in unserer Stadt/ unserem Land in gastronomischen Betrieben et cetera bekommt, ist schlecht. Nämlich, in meinen Augen, lang, dünn, schal, dafür teuer; ein typisches Schweizer *Käfel* also.

Bevor Ihr Kolumnist die Ausnahmen verrät, die die Regel bestätigen, noch eine Antwort auf die Frage: Wie hat Koffein denn die moderne Welt geschaffen? Bis zum Beginn der Kaffee- respektive Teekultur Mitte des 17. Jahrhunderts

wurde in Ländern des heutigen Westens mehrheitlich Alkohol getrunken, und zwar morgens, mittags sowie abends. Weil Wasser oft verunreinigt und gesundheitsschädigend war. Tee, der, nebenbei erwähnt, ungefähr halb so viel Koffein enthält, oder Kaffee waren hygienischer, da gekocht. Im Gegensatz zu Leuten, die ihren Durst mit alkoholischen Getränken löschten, blieben Trinker unter Koffein-Einfluss in der Lage, präzise und mental fokussiert zu arbeiten. «So hat Koffein sicherlich zum Übergang von körperlicher zu geistiger Arbeit zumindest beigetragen», sagt Pollan.

Jetzt zu den Perlen sozusagen, die ich auf vielen Tauchgängen im Mittelmass-Kaffee-Ozean Zürich gefunden habe: «Kornsilo», «Maison 33» oder «Mame», alle im Seefeld (wobei es sich beim letztgenannten Lokal um den Zweibetrieb handelt, der erste befindet sich an der Josefstrasse im Kreis 5). Im «Mame» gibt's eine eigene Kaffeemischung, im «Kornsilo» wartet man leider gelegentlich so lange, dass der Begriff «Espresso» vermieden werden sollte und der im Grunde feine Kaffee einen mit Zimmertemperatur erreicht; das «Maison 33» ist, sogar gemessen an dem in diesem Viertel üblichen Preisniveau, ein teurer Laden (dafür nett).

Meine derzeitigen Top-Favoriten sind die zur (kleinen) Vicafe-Kette gehörenden Betriebe; etwa Vicafe Bellevue, Münsterhof, Bahnhof- oder Geroldstrasse. Weiter das «La Stanza» am Bleicherweg, nahe beim Paradeplatz, sowie «Monocle» (nahe bei meinem Büro). Espresso der Vicafe-eigenen Rösterei ist stark, wirklich stark, ich meine das als Kompliment, wollte es

Eine vielversprechende Ausgangslage: In Zürich leben gegen 400 000 mehr oder weniger stark Süchtige.

bloss gesagt haben (mit dem Unternehmer bin ich ein bisschen bekannt). Im «La Stanza» (plus Schwesterbetrieb «Hotel Rivington and Sons» im Prime Tower, wo der Kaffee ebenfalls prima schmeckt) hat die Bedienung *attitude* – man wird behandelt wie früher in Plattenläden, wenn man nach der falschen Band fragte. Schön, dass es das noch gibt – aber kann man sich das leisten in der Branche? *And the winner*, über alles besehen (inklusive Preis-Leistungs-Verhältnis, Öffnungszeiten plus Attraktivität der Gäste), *is* – das «Monocle» (mit dem Unternehmer, Tyler Brûlé, bin

ich ebenfalls bekannt); ich mag den Sanchez/ Miro Coffee, den's dort gibt, wirklich sehr.

Zum Schluss, Ristretto-kurz, zwei weitere Erkenntnisse: Starbucks-Kaffee ist im Geschmack besser, als was es in 99 Prozent der Schweizer Restaurants gibt. Von der Flüssigkeit, die aus der Mehrheit von Kapsel-Maschinen fliesst, ist hingegen Abstand zu nehmen, falls man Espresso sucht und nicht bloss Koffein braucht (was passieren kann, schliesslich ist man abhängig). Und ganz zum Schluss – im «Italy 1901» in Chur respektive *chez MvH* kommt neapolitanischer Caffè Borbone in die Tassen.



UNTEN DURCH Alkohol

Linus Reichlin

Meine Ärztin wollte mit mir reden, in ihrem Sprechzimmer – *nomen est omen*. Sie sagte: «Wir sollten über Ihren Alkoholkonsum reden.» Ich schaute mich im Sprechzimmer um, aber da war niemand ausser mir und ihr. «Sind Sie sicher», sagte ich, «dass Sie mich nicht mit einem anderen Patienten verwechseln? Ich weiss nichts von einem Alkoholkonsum.»

Sie schob mir ein Blatt Papier über den Tisch zu. «Ich kann das nicht lesen», sagte ich und schob das Blatt Papier zu ihr zurück, «hab' die Lesebrille vergessen.» «Nehmen Sie meine», sagte sie und schob mir Brille und Papier zu. Ich setzte die Brille auf und drehte das Blatt Papier um. «Dieses Blatt ist leer», sagte ich, und sie sagte: «Ja, auf der Rückseite. Aber ich werde Ihnen zeigen, was auf der Vorderseite steht.» Sie rollte auf ihrem Bürostuhl zu einem Hellraumprojektor und projizierte meine Leberwerte an die Wand. «Ich habe extra eine Folie gemacht», sagte sie, «weil ich mir schon dachte, dass Sie es nicht sehen wollen.» Sie vergrösserte die Zahlen und stellte sie mit einem Drehknopf

scharf. «Wie Sie sehen können, sind alle Ihre Leberwerte erhöht», sagte sie. «Das sind nicht meine Leberwerte», sagte ich. Sie rückte die Folie so zurecht, dass mein Name und mein Geburtsdatum stark vergrössert auf die Wand projiziert wurden. «Das beweist gar nichts», sagte ich, «mein Name und mein Geburtsdatum stehen im Internet. Copy-and-paste, und schon stehen sie auf einem Dokument mit gefälschten Daten.» «Bitte rollen Sie Ihren linken Ärmel rauf», sagte die Ärztin, «was sehen Sie?» Ich sah in meiner Armbeuge ein vom vielen Duschen schon ganz aufgeweichtes Pflaster. «Das muss mir jemand auf den Arm geklebt haben, als ich schlief», sagte ich und riss das Pflaster weg. «Versuchen Sie, sich zu erinnern», sagte die Ärztin, «wieso war da ein Pflaster?» «Das herauszufinden, ist jetzt Aufgabe der Polizei», sagte ich.

«Dann frage ich Sie», sagte meine Ärztin, «jetzt mal polizeimässig: Haben oder haben Sie nicht vor vier Tagen in meiner Praxis Ihre Einwilligung zur Entnahme einer Blutprobe gegeben?» «Ja», sagte ich, «aber wenn ich gewusst hätte, dass meine vollkommen normalen Blutwerte nachher von Leuten, sagen wir ruhig, von ausländischen Mächten, ins Negative verzerrt werden, hätte ich die Entnahme verweigert.» «Nennen wir die ausländischen Mächte ruhig <Zentrum für Labormedizin>», sagte die Ärztin, «dort wurde Ihr Blut untersucht.» Sie legte langsam, wie Trumpfkarten, sämtliche diesbezüglichen Belege vor mir auf den Tisch. «Es erstaunt mich», sagte ich, «dass Sie nach zwanzig Jahren Humanmedizin immer noch so blauäugig sind. Sie wissen doch so gut wie ich, dass 74 Prozent aller Laborangestellten korrupt sind, das beweisen Studien aus dem Sudan. Für 500 Franken bestätigen die Laboranten mir jeden Blutwert, den ich bestelle! Wenn ich noch zwei Scheine dazulege, bestätigen die mir sogar, dass ich genetisch der erbberechtigte Nachkomme des Evangelisten Matthäus bin und mir somit ein Viertel aller Einkünfte aus dem Bibelverkauf zustehen.»

«Und wie ging die Sache aus?», fragte mein Freund Bruno, als ich ihm davon erzählte. «Die Ärztin», sagte ich, «lachte sehr herzlich. Sie hielt alles für einen Scherz. Sie sagte, dass sie am liebsten noch den ganzen Nachmittag mit mir die kleine Komödie weiterspielen würde, das sei für sie sehr entspannend gewesen. Und dann sagte sie: <Aber jetzt im Ernst. Ihre Leberwerte

machen mir grosse, grosse Sorgen.> Und so weiter. Ich sagte: <Für Sie, Frau Doktor, mag unsere vorherige Unterhaltung vielleicht eine Komödie gewesen sein. Aber für mich nicht. Ich bestreite kategorisch jeden Zusammenhang zwischen meinem Blut und diesen Werten! Es ist entweder nicht mein Blut, oder es sind nicht meine Werte – suchen Sie sich eins von beiden aus.>» Bruno lachte. Ich fragte ihn, warum er lache. Er sagte: «Moment mal, du meinst das doch wohl nicht ernst?» «Auf welcher Seite stehst du eigentlich», fragte ich, «auf meiner oder auf der des Zentrums für Labormedizin?»



FAST VERLIEBT Wie Frauen Frauen stressen

Claudia Schumacher

Wir stehen Seite an Seite und blicken aufs Wasser und die Möwen, die darauf treiben. «Eigentlich beginnt der Wahnsinn schon bei der Frage, welche als Erste blutet», stellt meine Single-Freundin nüchtern fest. Ab dem Tag, als in der Schultoilette ein gewisser Druck entstanden sei, möglichst früh zu menstruieren, hätten die anderen Frauen sie nicht mehr vom Haken gelassen. Seither werde ihr Wert als Frau anhand archaischer Vorstellungen bemessen, die viel mit ihrem Körper zu tun haben – und zwar fast immer nur von anderen Frauen. So irritierend diese Erfahrung ist: Ich teile sie. Ich denke, wir reden viel über den Druck, den Männer und die Werbung auf Frauen ausüben, aber wenig darüber, wie Frauen sich gegenseitig stressen. Dabei ist dieser Druck oft schlimmer.

Offenbar bekommen manche Frauen zur Geburt eine Gebrauchsanweisung fürs Leben in die Wiege gelegt – und andere nicht. Die, die eine erhalten haben, fühlen sich dazu verpflichtet, andere Frauen über die Inhalte die-

ser heiligen Schrift aufzuklären. Da drin steht etwa, dass jenes Mädchen das weiblichste ist, das seine Periode zuerst kriegt. Und da steht, dass eine Frau sich möglichst früh an einen Mann binden sollte, auch wenn sie dafür nicht reif ist. In den allgemeingültigen Wahrheiten für jedefrau ist überdies festgehalten, dass sie nur dann toll ist, wenn ein Mann ihr einen Antrag mit teurem Ring macht. Wenn es dann passiert, muss man sich sofort nach den Hochzeitsplanungen erkundigen und auch hier ordentlich Druck machen. Spätestens nach den Flitterwochen gilt es, der Freundin die Frage nach dem ersten Kind zu stellen. Drei Monate nach dem ersten Kind sollten die Fragen nach dem zweiten Kind folgen – bloss nicht lockerlassen. Und dann: Kauft ihr ein Haus? Zieht ihr auch aufs Land? Rutscht die Frau schliesslich in die Menopause und macht zum zweiten Mal im Leben den hormonellen Stress einer Teenagerin durch, sollten die anderen trotzdem schon mal anklopfen: Wo bleiben eigentlich die Enkel?

Ja, so ist es. Oft sind es nicht die Männer, die Frauen mit Erwartungen überhäufen. Aber fast jede Frau wird von einem Geiferchor anderer Frauen durchs Leben begleitet, egal, ob sie Hausfrau oder Managerin ist. Man kann in die Grossstadt ziehen und sich mit Frauen anfreunden, die ebenfalls auf die Bibel der Konventionen pfeifen. Aber irgendeine Verwandte gibt's dann doch, die einem Zweifel einflössen will. Schau ich die Frauen in meinem Umfeld an, die mich auf diese Weise stressen, stelle ich fest: Sie selbst haben sich den allgemeinen Erwartungen stark unterworfen, was sie nicht unbedingt glücklich gemacht hat. Aber wenn es sie kurz vor der Scheidung und mit dem Geschrei ihrer Kinder im Ohr einfach tröstet, mir zu sagen, was mir im Leben angeblich fehlt: *bon*.



Liebe in Zeiten des Shutdowns

Man kann nur Verlangen empfinden für die Dinge und Orte, an denen man gerade nicht ist oder die man nicht hat.



Tiefgründige Gespräche, grenzenlose Gefühlswelten.

Die Sache ist paradox, weil ich mich nach etwas sehne, das die ganze Zeit um mich herum ist: meine Frau. Es ist grundsätzlich schön, dass sie da ist, aber sie ist seit dem 16. März da, seit dem ersten Shutdown. Seit acht Monaten ist sie ununterbrochen da. Ich natürlich auch.

Das Wesentliche der Sehnsucht ist, dass man nur Verlangen empfinden kann für die Dinge und Orte, an denen man gerade nicht ist oder die man nicht hat. Wenn ich ehrlich bin, liebe ich meine Frau mehr, wenn ich sie vermisse, und vermisse kann ich sie nur, wenn sie nicht da ist. Das passiert mir im Grunde mit allen Menschen. Vielleicht handelt es sich dabei um pathologisches Verhalten, mag sein, aber was soll ich machen; Liebe, glaube ich, zumindest die meine, funktioniert so.

Homo Faber

Vor Jahren, als junger Mann, habe ich ungefähr vier Mal in vier Jahren Max Frischs «Homo faber» gelesen, und ein Satz prägte sich mir damals ein, er war jahrelang wie im flüssigen Gestein meiner Seele eingemeißelt: dass ein Mann nicht die ganze Zeit Gefühle haben kann. Mein Leben verlief dann so, dass der Satz sich selbst verflüssigte, ich hatte Beziehungen, Affären und Amouren, saloppe Bettgeschichten. Man war zusammen, für Minuten, Stunden, Tage, und dann war man wieder allein für Minuten, Stunden und Tage. Der erste Moment, wenn die eigene Haustür zugeht oder man jene

der Lady zumachte, war stets wie eine kleine Erlösung, die einen einsamen Espresso lang andauerte. Ich fühlte mich gefühlbefreit, was nicht gefühllos bedeutet, so entspannt vielleicht wie auf einer Sonnenliege unter einer Palme an einem Strand der Seychellen nach einem Bad im Indischen Ozean. Danach fing das Vermissen an, das Sehnen nach der Lady, so, wie das Begehren wächst, nach einer Zeit unter der Sonne wieder einzutauchen in den Ozean.

Vielleicht ist das vielmehr die Matrix im Kosmos des Verliebtseins denn jene des Universums der Liebe, und möglicherweise ist das einfach mein Ding, oder ein generelles Männerding, aber ich bin mir da nicht so sicher. Weil Sehnsucht ein Schmiermittel der Liebe ist und Liebe deshalb, wie die Sehnsucht sowieso, hin und wieder Distanz braucht. So gesehen, sind diese Corona-Tage, ist dieses Shutdown-Leben wie ein Dieb aus einer existenziellen Unterwelt, der Freiheit stiehlt, Leben und Liebe auch.

Seltsam doch, dass Ferne eine Liebe lodern lassen kann und Nähe sie gelegentlich verglühen lässt. Diese Reibung, die eine Zeitlang noch entsteht, bis die Zahnräder der Liebe wie abgeschliffen scheinen und immer mehr ihre Berührungen einbüßen. In der Abwesenheit der oder des Geliebten branden tiefgründige Gespräche auf, grenzenlose Gefühlswelten, Sehnsucht, grösser als der Himmel, und die Lust, gemeinsam in einem Traum zu versinken und ineinander.

In der Ferne des einen wird Schweigen zu Nähe und nicht zur qualvollen, bisweilen gar tödlichen Stille. In der Sehnsucht ist kein Platz für die kurzen Sätze. Wer die Müllsäcke einkaufen geht. Oder Diskussionen darüber, wer an der Reihe ist, die Geschirrspülmaschine zu leeren. Ist kein Raum für all die stumpfen und banalen Worte, die ein gemeinsamer Alltag hervorbringt.

Am Rand der Sahara

Das Fernsein, wenn es schmerzlich wird beinahe, wenn man beginnt, sich nach der Seele des andern zu sehnen, mit Haut und Haar, lässt gar ein Verlangen aufkommen nach der Eintönigkeit dieser platten Alltagskonversationen. So kraftvoll kann es sein. Da ist man selbst vielleicht an einem Ende der Welt, am Rand der Sahara, im Nirgendwo der Libyschen Wüste, man sucht sich selbst und schwitzt sich davon und verdurstet hin und wieder an seiner Einsamkeit, und man sehnt sich genauso sehr nach diesen «Wo-ist-der Kleiderroller-Fragen» wie nach der Oase Siwa, die bald in Sicht kommen sollte.

Es gibt natürlich kein Entrinnen aus diesem Dilemma, dass die Liebe grösser scheint, wenn man sie nicht täglich leben muss. Es gibt einen Satz dazu, es ist vielleicht die erste Philosophie, die ein Kind lernt und Erwachsene vergessen: «Hansdampf im Schneckenloch hat alles, was er will, und was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht.»

Die Fitze braucht er nicht

Werner Feusi, 57, besucht als Schmutzli seit über dreissig Jahren Kinder. Frech seien die wenigsten.

Ich arbeite in der technischen Unterstützung für Metallzylinder und Schlüssel. Gelernt habe ich Maschinenmech, das war vor vierzig Jahren. Mein Beruf ist sehr abwechslungsreich. Ich weiss nie, was der Tag bringt. Irgendeiner braucht immer Hilfe. Aufgewachsen bin ich in Pfäffikon SZ, wo ich heute noch wohne. Auch mein Hobby ist gleich geblieben: die Fasnacht. So wurde ich vor etwa 35 Jahren Schmutzli.

Die Samichlaus-Gruppe, in der ich bin, gehörte zum Fasnachtsverein. Ich rutschte vom einen ins andere. Die *Chläusler* fragten mich, ob ich mitmachen möchte, und ich begann als Schmutzli. Das müssen alle Neuen, damit sie sehen, wie's abläuft. Weil ich fast immer mit dem gleichen Samichlaus unterwegs war und es immer noch bin, hat sich ein Aufstieg nicht ergeben. Und ich glaube, wir lassen es auch künftig so.

Mir gefallen die Besuche als Schmutzli. Ich stehe nicht nur blöd daneben und knurre. Ich helfe dem Samichlaus, trage die Päckli und stelle auch mal eine Frage. Oder wenn ich merke, der Samichlaus hat etwas vergessen, erinnere ich ihn daran. Bei uns ist der Schmutzli nicht der Böse, sondern der Gehilfe.

Immer noch Respektspersonen

Unsere Touren beginnen am ersten Advent, richtig los geht es am 5. und 6. Dezember, später als am 7. sind wir selten unterwegs. Unsere Einsatzzeit ist kompakt und intensiv. Am Morgen starten wir in Kinderkrippen, Kindergärten und Schulen; frühestes um acht Uhr, weil wir eine Stunde für die Maske brauchen. Ich werde komplett geschminkt, nicht rabenschwarz, eher dunkel. Die braune Farbe vom Schmutzli kommt von der Waldarbeit und der Sonne. Bevor ich ins Bett gehe, wasche ich die Theaterfarbe meist todmüde ab.

Zwischen fünf und neun Uhr am Abend besuchen wir dann Familien. Eine mit zwei Kindern nimmt rund eine halbe Stunde in Anspruch, pro Kind mehr kommen zehn Minuten dazu. Familien kostet das nichts, sie zahlen einen Freiwilligenbetrag. Vereine und Firmen zahlen Fixbeträge. Wie viel das kostet, weiss ich nicht. Das erledigt unser Office. Wir sind insgesamt fünfzehn bis zwanzig Leute in der Gruppe, acht verkleiden sich als Samichlaus und Schmutzli.

Am besten gefällt mir das Strahlen der Kinder. Viele haben aber auch Angst, je kleiner, desto mehr, und vor mir fürchten sie sich etwas mehr. Manche überreden ihre Angst. Es kommt vor,

dass der Samichlaus fast nicht zu Wort kommt und sie bremsen muss. Die Sprüchli variieren von Jahr zu Jahr. «Sami Niggi, Näggi» kommt immer. Manche Kinder beeindruckt mich mit ellenlangen Gedichten. Freche Kinder gibt es selten, die Fitze brauchte ich noch nie, wohl weil wir noch immer als Respektspersonen gelten. Das hat sich in meiner langen Zeit kaum geändert.

Prominenz im Villenviertel

Wir besuchen meistens christliche Schweizer Familien, aber auch Deutsche, Amerikaner oder Osteuropäer aus Russland. Muslime sind mir



Eine Stunde in der Maske:
Fasnächtler Feusi.

bis jetzt keine aufgefallen, auch wenn wir auch heim zu Familien aus dem Balkan gehen. Interessant ist das Villenviertel. Da wohnen viele Prominente aus Wirtschaft und Kultur. Spezieller als anderswo ist das aber nicht, auch die Kinder sind kaum anders; vielleicht spielt eines in einer Villa eher mal etwas auf dem Klavier vor, und in ärmeren Familien ist es die Flöte.

Nach der Samichlaus- kommt für mich die Fasnachtszeit. Verheiratet bin ich nicht. Ich treibe sehr viel Sport: Velofahren, Joggen, Schwimmen, Langlauf. Früher spielte ich Fussball in Freienbach, aber das ist lange her. Als Kind freute ich mich sehr auf den Samichlaus, das war Tradition. Natürlich war ich ehrfürchtig, aber das Sprüchli wusste ich immer.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Alles verkehrt

Alain: Demokratie ist mühsam.

Simonetta: Mir geht das Volk auch auf den Geist.

Ignazio: Das Volk bestimmt nun einmal mit.

Ueli: Wieso «mit»? Das Volk bestimmt, Punkt.

Simonetta: Das kehren wir jetzt um. Der Bundesrat bestimmt, Punkt.

Alain: Wir kehren alles um.

Die Gesunden gelten ab sofort als krank.

Simonetta: Und wer selber nicht mehr aus dem Haus kann, darf auch keinen Besuch empfangen.

Viola: Ihr wollt über individuelle Schicksale verfügen?

Alain: Das Individuum wird ersetzt durch das Kollektiv.

Simonetta: Aber Massenveranstaltungen werden verboten.

Karin: Gesunde für krank erklären heisst Unschuldige für schuldig befinden.

Simonetta: Unschuld muss ab sofort bewiesen werden.

Alain: Und die Fasnacht wird ersetzt durch eine Maskenpflicht.

Simonetta: Gott wird ersetzt durch ein Virus und der Messias durch einen Impfstoff.

Ueli: Über euer Theater kann ich nur lachen.

Alain: Die Theater werden geschlossen.

Ueli: Dann gehe ich zum Lachen halt in den Keller.

Alain: Die Kellertheater werden auch geschlossen.

Guy: Hört auf, das ist lächerlich.

Simonetta: Wetten, dass wir alles umkehren können?

Guy: Wie soll das gehen?

Simonetta: Anstatt Steuern zu zahlen, kriegen ab sofort alle Geld.

Ueli: Das geht schon rein mathematisch nicht auf.

Simonetta: Wir kehren auch die Mathematik um.

Andreas Thiel

Solange man noch kann...

Orsini im Savoy Baur en Ville,
Poststrasse 12, 8001 Zürich, Tel. 044 215 25 25

Als die NZZ vom geplanten Umbau des Fünfsternehotels «Savoy Baur en Ville» am Zürcher Paradeplatz berichtete und dass das der Credit Suisse gehörende Haus künftig als Glied der internationalen Kette Mandarin Oriental geführt werden soll, schlug eine Welle der Nostalgie über uns hinweg: Das zum Hotel gehörende Restaurant «Orsini» wird dann wohl ab 2022 geschlossen. Selbst wenn nach dem Umbau wieder ein Restaurant entstehen soll, ist das eine herbe Zäsur für die Gastronomie in Zürich. Das Lokal hat eine grosse Tradition. Unzählige Geburtstagsessen und Familientreffen fanden im Rahmen dieses eleganten italienischen Restaurants statt. Das langjährige Direktorenpaar Christina und Manfred Hörger hatte seinerzeit



den legendären Tessiner Koch Angelo Conti Rossini, häufiger Gastkoch im «Savoy», mit der Komposition der Speisekarte beauftragt, und seine Klassiker blieben im «Orsini» lange erhalten. Seinen Namen verdankt das Traditionslokal allerdings nicht einem der drei Päpste oder der 24 Kardinäle, welche die römische Adelsfamilie Orsini hervorgebracht hat, sondern dem Attentäter Felice Orsini, der 1858 in Paris einen Anschlag auf Kaiser Napoleon III. verübt hatte. Acht Personen starben, über hundert wur-

den verletzt, nicht aber der Kaiser. Der Attentäter soll, wie andere europäische Revoluzzer, im «Café Baur» in Zürich verkehrt haben.

Als wir von den Plänen erfuhren, haben wir uns sofort für den Abend zum Essen angemeldet. Das Ambiente und die Bedienung waren wie immer grossartig. Ausgezeichnet waren auch eine Tomatensuppe, ein Artischockensalat mit Parmesan, Endivien mit Crevetten. Die Scaloppine waren ebenfalls in Ordnung. Leider aber war die Umhüllung der Seezungenfilets meunière und auch die Panüre eines Kalbskoteletts nach Mailänderart teigig statt knusprig – wohl weil sie in abgedeckten Gefässen serviert wurden.

Hervorragend war wie immer der Eiskaffee. Die Weinkarte ist sehr gut bestückt, und der uns geschenkte Grappa war perfekt. Wie auch immer, man muss dieses grossartige Lokal besuchen, solange man noch kann!

WEIN/PETER RÜEDI

Ein Schweizer im Rheingau

Weingut Kaufmann: Pinot noir + Rheingau,
12,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 14.50

Weingut Kaufmann: Pinot noir ++
Rheingau. 13,5%. Peter Kuhn, Dielsdorf. Fr. 23.–
www.peterkuhnweine.ch

Die Geschichte hinter diesem Wein und denen, die ihn produzieren, ist so speziell, dass sie leicht dessen unvoreingenommene Wahrnehmung verstellt. Sie sei dennoch kurz skizziert. Dass ein Schweizer im Begriff ist, sich mit seinem Gut im Rheingau, genauer in Hattenheim (ziemlich genau in der Mitte zwischen Wiesbaden und dem Rheinknick bei Rüdesheim), unter die führenden Prädikatsweingüter der berühmten Region einzureihen, ist an sich schon sehr besonders. Dass er zu seinem Weingut, dem ehemaligen Betrieb des angesehenen, eingesessenen Hans Lang, nicht gerade wie die Jungfrau zum Kind, dafür aber gleich noch zu einer Lebenspartnerin kam (auf Umwegen über einen Vermittler, der in einer Mail an Vinissima, das Frauen-Netzwerk der Weinbranche, für ihn «Weingut und Frau» suchte), ist schon ein Stoff für den Boule-



vard. Die Verbindung des Neo-Winzers mit seiner künftigen Partnerin Eva Raps, der langjährigen Geschäftsführerin eben des VDP, des Verbands Deutscher Prädikatsweingüter, ist eine Art Märchen in profanen Zeiten.

Urban Kaufmann, aufgewachsen in Lömmenschwil SG unweit des Bodensees, machte sich einen Namen als Käser; er war bis 2013 in Andwil SG ein erfolgreicher Hersteller von Appenzeller. Allein, er träumte vom Wein, was er noch immer nicht gerade für eine Selbstverständlichkeit, aber doch für naheliegend hält. Wein und Käse gehörten zusammen, bei beidem hänge zum Beispiel viel von geglückter Fermentation ab. Stimmt schon. In anderer Hinsicht, mit Blick aufs agrokulturelle grosse Ganze, könnte die Kluft zwischen Wein und Milch grösser nicht sein: wirtschaftlich,

aber auch in der Mentalität derer, die damit zu tun haben – ein veritabler Gegenstand für einen (agro)kulturpsychologischen/-historischen Essay. Der könnte ausgehen von den zwei Seelen in Kaufmanns Brust.

Zur Sache, zum Wein: Kaufmann und seine Partnerin (mit fränkischem Ursprung) hissen zwar die Schweizer Fahne vor ihrem Anwesen in Hattenheim, nennen einen ihrer beachtlichen Rieslinge «Tell» und ihre Spätburgunder konsequent «Pinot noir» (die Etiketten sind in aufsteigender Qualitätsfolge mit einem bis drei Schweizerkreuzen markiert). Damit aber genug der Schweiz-Nostalgie des ehemaligen Käasers. Der unterste der Pinots, sozusagen der «Gutswein» aus deutschen Klonen, ist bereits etwas mehr als ein Alltagswein, handfest, fadengerade, mit sauberer Frucht, einiger Substanz und Eleganz. Der Pinot noir ++, gedacht als Komparativ aus Burgunderklonen, kommt mir bereits als Superlativ vor: sehr komplex, dicht, tiefgründig, würzig, mit einer Spur Rauch; dunkle Frucht (zumal Cassis), feine Tannine, diskret zurückgenommenes Holz. *Une vraie réussite!* Angesichts seiner Klasse fast ein Schnäppchen.

Ferrari-Tage

Der Mittelmotor-Sportwagen F8 Tributo ist an Geschwindigkeit orientiert, lässt sich aber auch ganz entspannt bewegen.



Ein Ferrari zu fahren, ist auch mit ein paar Jahren Berufserfahrung in diesem Thema immer noch ein Ereignis. Spezialisten in Marketingfragen können mich gerne korrigieren, aber ich würde sagen, in Maranello haben sie einen unglaublich guten Job gemacht, was die Pflege der 1947 gegründeten Marke betrifft. «Der Ferrari unter den ...» ist ja etwas, was fest im Sprachgebrauch verankert ist.

Ich war also ein klein wenig aufgeregt am Donnerstagmorgen um 9 Uhr, als ich in Urdorf den Showroom von B.I.Collection des umtriebigen Inhabers Beat Imwinkelried betrat, wo nicht nur brandneue und gutgepflegte Ferraris verkauft, sondern auch Klassiker in einer kleinen Ausstellung präsentiert werden. Einen Ferrari Enzo sieht man ja nicht jeden Tag, und der silberfarbene Lusso daneben erinnert daran, dass bei Ferrari immer schon erstaunlich unterschiedliche Modelle das Werk verlassen und dass jedes seinen ganz eigenen Charakter bekommt.

Der F8 Tributo ist der neueste Mittelmotor-Sportwagen im Angebot – mit einem Turbo-Aggregat und Heckantrieb selbstverständlich. Ferrari hat es geschafft, die Nachteile der Turbotechnologie zu eliminieren. Das Beschleunigen mit diesem Auto ist in jeder Situation ein explosiver, linearer Vorgang, frei von jeder Form von Verzögerung.

Aber auch wenn sich der F8 Tributo jederzeit fahren lässt, als würde man auf der berühmten Kanonenkugel reiten, und obwohl jedes Detail an diesem Wagen darauf ausgelegt zu sein scheint, Geschwindigkeit als Ereignis zu fei-

ern, lässt er sich erstaunlich selbstverständlich jeden Tag bewegen. Im Wet- oder Sport-Modus ist das Fahrwerk zwar naturgemäss straff, aber unangenehm wird es nie, die Lenkung ist präzise wie ein Laserstrahl, und der Motor lässt zwar mit seinem vernehmlichen Brabbeln und Brummen seine Potenz erahnen, aber präpotent lärmig wirkt er trotzdem nie.

Bei Burger King

Ich fuhr also mit meiner Frau zum Möbeldändler, drehte mit meinem italienischen Nachbarn eine Runde über den Albispass, und mit dem Neunjährigen ging es zu Burger King nach Spreitenbach, er bestellte einen «Chicken Filet», ich selbst entschied mich für einen «Double Bacon & Cheddar Chicken» und erfreute mich am Kontrast zwischen Fast Food und *fast forward* sozusagen.

Kurz, den lediglich 1435 Kilogramm schweren F8 Tributo mit einem 200 Liter umfassenden Gepäckabteil als Alltagsauto anzupreisen, wäre natürlich übertrieben, aber das 720-PS-Geschoss macht es einem einfach, entweder ein paar sehr schnelle Kurven oder eine Ausfahrt im sportlichen Stil hinter sich zu bringen.

Ferrari F8 Tributo

Motor/Antrieb: V8-Biturbo-Mittelmotor/7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe/Heckantrieb; Leistung: 720 PS/530 kW; Hubraum: 3902 ccm; max. Drehmoment: 770 Nm/3250 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 2,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 340 km/h; Preis: ab Fr. 264 280.–



OBJEKT DER WOCHE

Streng limitiert

Flipperkasten Supreme/Stern
ca. 30 000 Dollar, online ersteigerbar
bei Christies.com

An diesem Gerät soll schon der legendäre Filmregisseur Jim Jarmusch mit Musiker Nick Cave geflipped haben, während Johnny Depp danebensass, in ein Gerangel geriet und ins Gesicht gebissen wurde. *Se non è vero, è ben trovato*. Möglich wäre es durchaus, denn der Kasten stand in der New Yorker Bar «Max Fish». Seit diese 1990 als eines der ersten Szenelokale an der damals verruchten Lower East Side für wilde Kreative und Möchtegerne die Türen öffnete, ist sie ein beliebter Treff für die letzten *bohemians* Manhattans. Obwohl sich im ursprünglichen Gebäude der Bar – sie musste vor ein paar Jahren umziehen – einmal ein Buchladen befand, hat der Name nichts mit Schriftsteller Max Frisch zu tun, sondern mit dem Besitzer der Bücherei namens Max Fish.

Aber dies alles ist nicht der Grund, weshalb die *pinball machine* so viel kostet. Die Apparate der Marke Stern werden sonst für rund 6000 Dollar veräussert. Der Schriftzug «Supreme» macht es aus, dass der Preis an der Online-Versteigerung vom 1. bis 15. Dezember in die Höhe von bis zu 30 000 Dollar getrieben werden wird. Immer wieder arbeitet die amerikanische Skateboard- und Kleidermarke Supreme mit Künstlern oder Herstellern von anderen Artikeln zusammen. Diese Produkte gibt es dann in streng limitierter Auflage zu kaufen. Wie zum Beispiel diesen Flipperkasten.

Benjamin Bögli

Grauschleier der Konservativen

Liberale Demokratie bedeutet, dass es nie einen absoluten Sieg für Gewinner gibt und keine absolute Niederlage für die Verlierer. Unzweideutige Siege führen zum Abbau von *checks and balances*. So gesehen, muss der Beifall vieler Konservativer für die Ära Trump als Ausrutscher der Geschichte gelesen werden. Trumps nackte politische Bilanz lässt sich zwar durchaus als konservativer Vorstoss bilanzieren. Seine Entgleisungen hingegen könnten antikonservativer nicht sein. Das Zentrum der konservativen Idee nämlich ist die Familie. Nach dem konservativen Denker Roger Scruton werden Familien dann glücklich, wenn alle Mitglieder akzeptieren, dass endgültige Entscheidungen bindend sind – auch wenn man damit selber nicht einverstanden war. Das Interesse, zusammenzubleiben, ist in diesem Weltbild grösser als die eigene Meinung. Das Wir-Gefühl überwindet das Ressentiment. Trumps neue Haarfarbe kann daher nicht als Signum des Niedergangs der Konservativen, sondern als Ende einer Dystopie gedeutet werden.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Neuerdings mit grauem Haupthaar: Donald Trump.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin 58 Jahre alt, war jahrzehntelang im Verkauf tätig und wollte mir jetzt den Traum der Selbständigkeit erfüllen. Ich habe einen schönen Teil meines Ersparten in eine kleine, wunderschöne Bar in einer grösseren Ortschaft investiert und wollte sie eigentlich im Herbst eröffnen. Corona und die Behörden lassen jetzt meine Träume platzen. Ich bin ziemlich am Boden. Was raten Sie mir? C.S., Frauenfeld

Sie möchten eine selbständige Tätigkeit in Angriff nehmen. Mit 58 Jahren wohl etwas spät. Ich weiss auch nicht, ob Sie die selbständige Erwerbstätigkeit richtig einschätzen, wenn Sie diese als «Erfüllung Ihres Traums» bezeichnen. Da kann ich nur sagen, eine selbständige Erwerbstätigkeit ist sehr selten die Erfüllung eines Traumes, oft eher die Erfüllung eines Albtraumes. Sie erleben das nun früher, als



man denkt. Sie haben ja eigentlich noch gar nicht begonnen, sondern erst Ihr Erspartes in eine Bar investiert und wollten diesen Herbst beginnen.

Was soll ich Ihnen in dieser Situation raten? Ich glaube auch, dass die Pandemie nicht ewig dauern wird, aber sie wird dauern. Und Sie erleben nun, was eben Selbständige oft erleben: Es gibt Durststrecken, die man überstehen muss. Stellen Sie sich die Frage, ob Sie genügend Kapital und ge-

nügend Durchhaltewillen haben, um zu warten – vielleicht ein halbes oder ein ganzes Jahr. Wenn nicht, ist es wahrscheinlich besser, «den Traum der Selbständigkeit» rückgängig zu machen. Und das Investierte zu verkaufen. Einen Schaden finanzieller Natur werden Sie wohl auch haben. Aber lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DJ Antoine

Über siebzig Auftritte musste Antoine Konrad dieses Jahr absagen. Dafür schwingt er in seinem neuen «House of Wine» den Kochlöffel und tritt als Investor in der «Höhle der Löwen» auf.

Biel-Benken, ein ländlicher Weiler, rund fünfzehn Autominuten von der Stadt Basel entfernt. Die Herbstsonne taucht die flache Landschaft und das «House of Wine», einen geschmackvoll-hellen Industriebau aus Backstein und Glas, an diesem Mittag in ein warmes Licht. Ein paar Mitarbeiter sind dabei, Tische und Stühle zu verräumen. «Gestern Abend hatten wir einen Anlass mit einer Privatbank», erklärt der Herr des Hauses zur Begrüssung. Antoine Konrad, besser bekannt als DJ Antoine, macht einen ausgeruhten Eindruck. Und noch bevor wir das Thema vertiefen können, ist er auch schon wieder weg: «Moment, da kommt der Planzer!» Ein Kleinlastwagen parkiert vor dem Baslerbieter Wein-Refugium und lädt eine Palette mit Weinkisten ab. Der Chef quittiert den Empfang.

Antoinettes Pesto

Der Schweizer Erfolgs-DJ, gefragt von Ibiza bis Beverly Hills, widmet sich zurzeit vor allem dem Ausbau seines Weingeschäfts. Was vor fünfzehn Jahren in Zusammenarbeit mit dem Bündner Starwinzer Martin Donatsch begann, ist mittlerweile zu einer stattlichen Kollektion von sieben Konrad-Weinen herangewachsen, teilweise gar aus eigenen Reben. Von der Kritik werden seine Tropfen gelobt, teilweise sind sie in der Sternegastronomie anzutreffen. So beispielsweise der Champagner und der Pinot noir im nahegelegenen «Cheval Blanc», dem Drei-Sterne-Restaurant des Hotels «Les Trois Rois» in der Basler Innenstadt. Sein Champagner wird in angesagten Klubs im fernen Berlin ausgeschenkt.

Für die passende kulinarische Begleitung der Weindegustation sorgt DJ Antoine höchstpersönlich: In der vollausgestatteten Profi-Küche seines «House of Wine» bereitet er Penne al pesto zu. «Ich liebe Pasta», erklärt er, während er das Salzwasser aufkocht. Zum Aperitif gibt es den Konrad-Haus-Champagner, einen Rosé: «Eine eigene Cuvée aus

Epernay, 50 Prozent Chardonnay, 50 Prozent Pinot noir!»

Antoine Konrad gibt den Pesto in eine Pfanne. Den Basilikum, der kraftvoll in die Nase steigt, bezieht er von einem befreundeten Bio-Bauern aus dem Burgund. Während die Teigwaren und der Pesto langsam ihren Garpunkt erreichen, berichtet DJ Antoine über die Lage in der Event- und Plattenindustrie.



«Mir fehlt der laute Sound»: DJ Antoine.

Er habe dieses Jahr siebzig Engagements als DJ absagen müssen.

«Es ist brutal»

«In den letzten neun Monaten bin ich genau viermal aufgetreten.» Ein Open Air in Basel, eines in Zürich, zwei in Italien. «Mir fehlen der satte Bass und der laute Sound.» Dabei gehe es ihm noch vergleichsweise gut, nicht zuletzt aufgrund der monatlich drei Mil-

lionen Abrufe seiner Produktionen auf dem Online-Streaming-Dienst Spotify. «Aber für die Veranstalter und für Newcomer ohne Bekanntheit ist es brutal.» Er sei zum Beispiel mit vielen Interpreten aus dem Klassik-Bereich befreundet. «Auch bei denen läuft gar nichts.» Die Aussicht auf nächstes Jahr ist ebenfalls düster. «Derzeit finden fast keine Bookings statt.» Kurz: Wenn die Politik nichts für die Musik- und Event-Branche unternimmt, dann «kostet es viele Existenzen».

Im «House of Wine» spürt man das unternehmerische Flair von Antoine Konrad. Aus einer früheren «Wein-Bank» entstanden, wo Kunden ihre Weine professionell einlagern konnten, ist ein privater Member-Club rund um die eigenen Weine entstanden, mit angegliederter Davidoff-Zigarren-Lounge – eine exklusive Location mit DJ-Antoine-Glamour und viel Kunst, wo gemäss dem Erfinder «keine Events stattfinden, sondern Erlebnisse zelebriert werden».

Die nächste Bestellung

Seine geschäftliche Ader lebt Antoine Konrad dieses Jahr auch in der «Höhle der Löwen» aus, einer Casting-Sendung auf dem Privatsender 3plus. Erfahrene Investoren und Unternehmer wie DJ Antoine investieren hier in die sich vorstellenden Jungunternehmen – oder auch nicht. «Eine gute Idee allein reicht nicht», fasst er seine Erfahrungen aus der Fernsehsendung zusammen. Ent-

scheidend sei, dass die Gründer «hundertprozentig dahinterstehen» und auch bereit sind, Opfer zu bringen. «Wer nicht über sich selber hinauswächst, wird auch nicht erfolgreich.»

Gerade hat DJ Antoine über Whatsapp eine Champagner-Bestellung von über tausend Franken von einer Zürcher Ärztin entgegengenommen. Und vor der Tür steht abermals der Kleinlastwagen einer Speditionsfirma.

Florian Schwab

Kunst der Fortbewegung

Oumi Janta aus dem Senegal ist tänzelnd zur Instagram-Berühmtheit geworden. Mit spielerischer Leichtigkeit wirbelt die Rollschuhläuferin in Berlin durch die Corona-Krise.

Mark van Huisseling

An einem Novembervormittag ist es windig auf dem Tempelhofer Feld. Oumi Janta, «100% Berlin Girl, 100% Senegalese Choco» (Instagram), ist nicht leicht zu verstehen während des Interviews, das wir mittels Google Meet führen. Immer wieder reisst die Übertragung ab, statt Antworten ist dann bloss noch Rauschen zu hören. Die Worte ebenso wie wohl die Wolken am Himmel über Berlin: vom Winde verweht – und das ist gut so, die 29-Jährige tanzt lieber auf Rollschuhen, als zu reden oder zu erklären, über sich, ihre Laufbahn der vergangenen Jahre und ihren Status zurzeit als eine der beachtetsten Frauen Deutschlands.

Beim Redaktionsschluss waren 927 000 Menschen auf ihren Instagram-Account abonniert, gut möglich, dass es in der Zwischenzeit ein paar tausend mehr sind. Oumi ist, was man einen Social-Media-Star nennt, eine Berühmtheit für Leute, die sich im sozialen Netzwerk bewegte Bilder ansehen. In den Filmbeiträgen sieht man sie beim Rollschuhlaufen oder -tanzen. Oder bei beidem zeitgleich. Oft auf der Start- und Landebahn des ehemaligen Flughafens Tempelhof im Viertel gleichen Namens, dem Treffpunkt der *skater community*, Rollschuh- oder Rollbrettfahrgemeinde, Berlins.

Älteste Trendsportart?

Vergangenen Juni ging einer ihrer Clips viral, wie man sagt, wenn ein Video zum Hit wird. Rund 1,2 Millionen Mal wurde der Kurzfilm bisher gestreamt, also aufgerufen; unter anderem teilte die amerikanische Popmusikerin Alicia Keys den 52 Sekunden langen Kurzfilm auf ihrem Instagram-Kanal (zwanzig Millionen Abonnenten). «Über Nacht zum Star: Berliner Rollschuh-Tänzerin weltberühmt», schrieb ein Kulturredaktor von stern.de und schien ein wenig verwundert.

Oumi, auf Rollschuhen aus hellbraunem Wildleder – gebraucht im World Wide Web gefunden für 70 Euro –, in gelben Shorts sowie ebensolchem Top über einem roten BH, zeigt eine Art Moonwalk, geht respektive rollt auf der Stelle, passend zum Takt von «In Deep We Trust» von Ba:Sen, Produzenten elektronischer

Musik. Ab und zu hebt sie die Arme, dreht sich um ihre Achse, einmal sieht es aus, als setze sie zum Spagat an, es bleibt aber bei einem Ausfallschritt; zum Zuschauer respektive zur Kamera blickt sie kaum, oft sind ihre Augen geschlossen. Sie umarmt ein Mädchen, wohl eine Skaterin ebenfalls, die aufs Feld kommt. Dann fährt ein junger Mann auf einem Rollbrett um sie herum, er scheint in den Film zu wollen – und nicht zu ahnen, dass er in seinen weiten Batik-Hosen und dem Oversize-T-Shirt neben

Sie skate einfach, wie's ihr ge- und einfalle, ein Freund führe die Kamera.

der Tänzerin wirkt wie ein Flusspferd neben einer Gazelle.

Mehr passiert nicht auf dem Video, das als ihr *claim to fame*, Anspruch auf Ruhm, dient. Vielleicht hat darum jemand in einer Fassung mit dicken Buchstaben hineingeschrieben: «Feel Good Clip of the Year», Wohlgefühlstreifen des Jahres. Als Gebrauchsanweisung ist das nütz-

lich, doch wenn man Poesie erklärt, kann sie platt werden.

«Rollerskating – der letzte Schrei respektive die neuste Mode der Saison» würde man gerne schreiben als Journalist auf der Suche nach News. Doch das wäre eine grosse Übertreibung. «Alte Masche kehrt zurück: Rollerskating bald wieder beliebt wie vor zwanzig Jahren», kommentierte etwa anlässlich der Eröffnung einer Rollschuhbahn in Decatur, einer amerikanischen Kleinstadt, ein Reporter der dortigen Zeitung – das war im Jahr 1904. Und bei Wikipedia liest man, der erste Auftritt von Schuhen, unter deren Sohlen sich Rollen befanden, habe 1743 stattgefunden, auf einer Londoner Bühne. Mit anderen Worten: Beim Rollschuhlaufen handelt es sich um die möglicherweise älteste bekannte Trendsport- oder Lifestyle-Spielart.

Zu Discozeiten, darf man sagen, waren Rollschuhe beziehungsweise Läuferinnen sowie Läufer sexy und cool. Wer zu Zweifeln neigt, schaut sich beispielsweise das Video zu Beyoncé's Song von 2014, «Blow», auf Youtube an – der Retrolook der Sängerin und ihrer Tänzerinnen dient prima als Beweisführung (falls man Softporno mag). Die Gleichung änderte sich ab den späten 1980ern. Schuld daran trugen die Chefs der amerikanischen Firma Rollerblade, die Schuhe mit Rädern hintereinander, in einer Reihe, entwickelt hatten; dabei handelte es sich übrigens nicht um ihre Erfindung, sondern um eine Verbesserung von Modellen der Chicago Roller Skate Company aus den 1960er Jahren.

In der Folge verdrängten sogenannte Inline-skates die bis dorthin gebräuchlichen «Quads» (mit je zwei Rollenpaaren). Tönt technisch, führte aber dazu, dass Rollschuhlaufen weniger Spiel, mehr Sport wurde. Und also unsexy/uncool, wie jeder bestätigen kann, der schon mal in Zürich oder anderen Schweizer Städten Zeuge eines «Monday Night Skates» und seiner Odlo-Funktionsbekleidung sowie Oakley-Brillen tragenden Teilnehmer wurde. Beziehungsweise an Wochenenden Inlineskaterinnen auf den dafür zur Verfügung stehenden Wegen





Wohlfühlstreifen des Jahres: Tänzerin Janta.

beim Flughafen betrachtete. Im Sprachgebrauch stiegen «Rollerblades», der Markenname, zum generischen Begriff auf für Inline-skates, so wie man «Kleenex» sagt, wenn man Papiertuch meint.

2020 sind die «Quads» retour. Und damit die Sexyness bei vielen Skaterinnen. Oumi Janta, das senegalesische Instagram-Wunder in Berlin, sieht das zwar anders. «Ich zieh' mich einfach an», sagt sie, hinter der Kleiderwahl

stehe weniger die Überlegung, wie das Ergebnis wirke, ob gewagt oder *sporty* et cetera, sondern mehr, wie das Wetter sei – «bei sommerlichen Temperaturen kann ich mich auch mal für kurze Shorts und Top entscheiden».

Inzwischen hat sie auf Kopfhörerbetrieb umgestellt, und unser Interview verläuft technisch einwandfrei; sie trägt einen lila Trainingsanzug mit langen Hosen, die Haare sind zu dünnen Zöpfen geflochten.

Die Berlinerin – sie kam mit einem Monat nach Deutschland; der Vater, im Senegal als Akademiker in gehobener beruflicher Stellung tätig, wollte die Familie zwar erst nicht nachziehen, entschied dann aber anders – korrigiert die nächste Annahme des Betrachters ihrer Videos. «Dahinter steckt keine grosse Choreografie, und auch die Musikwahl ist eher zufällig», sagt sie. Sie skate einfach, wie's ihr ge- und einfallt, ein Freund führe die Kamera, und schliesslich suche sie einen passenden Song aus – fertig ist der nächste Clip, der dann vielleicht von Millionen Augen angeguckt wird.

Keine Politik, bitte

Angefangen mit Rollschuhlaufen hat die ausgebildete Industriedesignerin vor sechs Jahren. Vergangenes Jahr kündigte sie ihren Job, seither ist sie von Beruf «Jam-Skaterin»; der Begriff steht für den Stil, der sich des Tanzes und der Gymnastik bedient. Sie hat, nebenbei erwähnt, keine Tänzerinnenausbildung, war aber immer schon sportlich, sagt sie. Ihr Einkommen erziele sie zur Hauptsache durch Skate-Lektionen, doch seit der Pandemie sei das schwieriger geworden. Sie hat schon einige Male mit Marken zusammengearbeitet, etwa mit Adidas, doch grosse Geschäfte als Brand-Ambassadorin sind bisher nicht entstanden. Was möglicherweise an ihrer Haltung liegt – sie verbiegt sich nur auf dem Tempelhofer Feld als Jam-Skaterin, so sieht's aus. «Ich mochte mich bis jetzt nicht unbedingt mit Marken und Produkten identifizieren», sagt sie.

Sie ist allgemein zurückhaltend, wenn es darum geht, Stellung zu beziehen. Ob und wie beispielsweise sie als schwarze Frau mit Stereotypen und Klischees – Körpereinsatz, Sexualisierung und so weiter – spiele beziehungsweise sich dagegen wehre? Das sei kein Thema für sie, sagt sie. Und: «Ich will öffentlich nicht über gesellschaftliche oder politische Inhalte sprechen.»

Man mag daraus schliessen, dies sei ein kluges Vorgehen, was die Schärfung ihrer Marke und somit ihrer Verkäuflichkeit betrifft – wer zu Lebzeiten vielleicht doch mal mit den Louis Vuittons, Pradas oder Guccis zusammenarbeiten will, nimmt sich mit Vorteil zurück, wenn's um Bürgerrechte und ähnlich knifflige Gebiete geht.

Doch vielleicht ist in den Videos vom Tempelhofer Feld wirklich nicht mehr zu sehen als eine Skaterin, die Freude hat an ihrem Leben auf Rollen und ihrem Körper in Bewegung («Wohlfühlstreifen des Jahres»). Auch wenn's für Journalisten schwer hinzunehmen ist, es mit einer WYSIWYG-Lage (*What You See Is What You Get*; was du siehst, ist, was du bekommst) zu tun zu haben. Ein letzter Versuch dennoch: «Oumi, was ist dein nächstes grosses Ziel?» – «Hm, eine Rollerdisco zu eröffnen, wenn die Pandemie vorüber ist, vielleicht.»

Konservative haben besseren Sex

Sie gelten gerne als rückständig, aber in Sachen Sex sind sie den Linken voraus.



Gibt man bei Google «Corona» und «Immunsystem» ein, stösst man auf einige interessante Sachverhalte. Sex stärkt das Immunsystem, okay, das ist bekannt; entlang seiner Recherche entdeckt man jedoch weiter, dass Konservative angeblich mehr und auch den besseren Sex haben als Linke. Das kommt jetzt eher unerwartet.

Darauf deuten gleich mehrere Untersuchungen hin. Eine europäische Yougov-Umfrage von 2016 unter 19 000 Personen in Grossbritannien, Frankreich, Deutschland und Schweden kam zu dem Ergebnis: Menschen, die sich dem konservativen Spektrum zuordnen, sind glücklicher mit ihrem Sexualleben. Eine Umfrage des Kondomherstellers Skyn von 2018 ergab, dass konservativ gestimmte Menschen häufiger Sex haben als Linke: 77 Prozent vollziehen den Koitus mindestens einmal pro Woche, während es bei linksorientierten Personen nur 68 Prozent seien. Laut dem US-Dating-Portal match.com haben über die Hälfte der Republikaner beim Sex jedes Mal einen Orgasmus, bei Freunden der Demokraten erreichen nur 40 Prozent regelmässig den Gipfel. Dazu wurden 6000 Singles nach ihrer Orgasmusrate befragt, und auch, wen sie wählen.

Solche Nachrichten dürften im linken Lager Schockwellen erzeugen, sieht man die Konservativen dort doch als verstaubte und verstockte Spiessbürger, zu deren grössten Freuden im Leben der sonntägliche Kirchengang zählt, wo der Mann am liebsten über Bibelfragen und mit seinen Zunftbrüdern über Modelleisenbahnen brütet und die Frau ihre Erfüllung im Kochen und Windelnwechseln findet. Wer in seiner Freizeit mit einer Reihe Perlen um den Hals antikes Porzellan poliert, ist der körperlichen Lust doch so abgewandt, wie man es nur sein kann. Haben Konservative überhaupt Sex?

Gut, es ist jetzt nicht so, dass konservativ zu sein, heisst, automatisch ein erfülltes Sexleben zu haben – sondern eher, dass konservativ gesinnte Menschen ihre Schäferstündchen mehr geniessen. Der Hauptgrund dafür dürfte im (gefühlten) Glückseligkeit liegen. Es gibt eine ganze Reihe Studien, nach denen konservative Menschen mit ihrem Leben insgesamt glücklicher sind als Linke. «Menschen, deren politische Überzeugungen eher im rechten Spektrum liegen, empfinden mehr Sinn und Bestimmung im Leben als jene, die eher linke Ansichten vertreten», fand eine Studie von der University of Southern California in Los Angeles heraus. Laut dem *Atlantic* haben die Forscher dafür zwischen 1981 und 2017 fünf Studien mit 50 000 Teilnehmern aus sechzehn Ländern durchgeführt. Studienteilnehmer mussten Fragen beantworten wie «Hat Ihr Leben eine Bestimmung?» und «Wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Leben?». Alle fünf Studien deuten auf das gleiche Resultat hin: Konservative stuften sich als glücklicher ein. Sie haben zu jedem Zeitpunkt im Leben das Gefühl, ihr Leben hätte einen klaren Sinn. Das erhöhe ihre Zufriedenheit. Die Unterschiede zu Leuten des linken Spektrums seien nicht riesig, aber konstant.

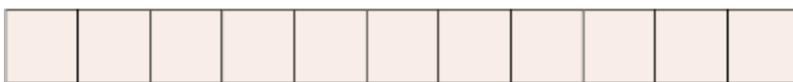
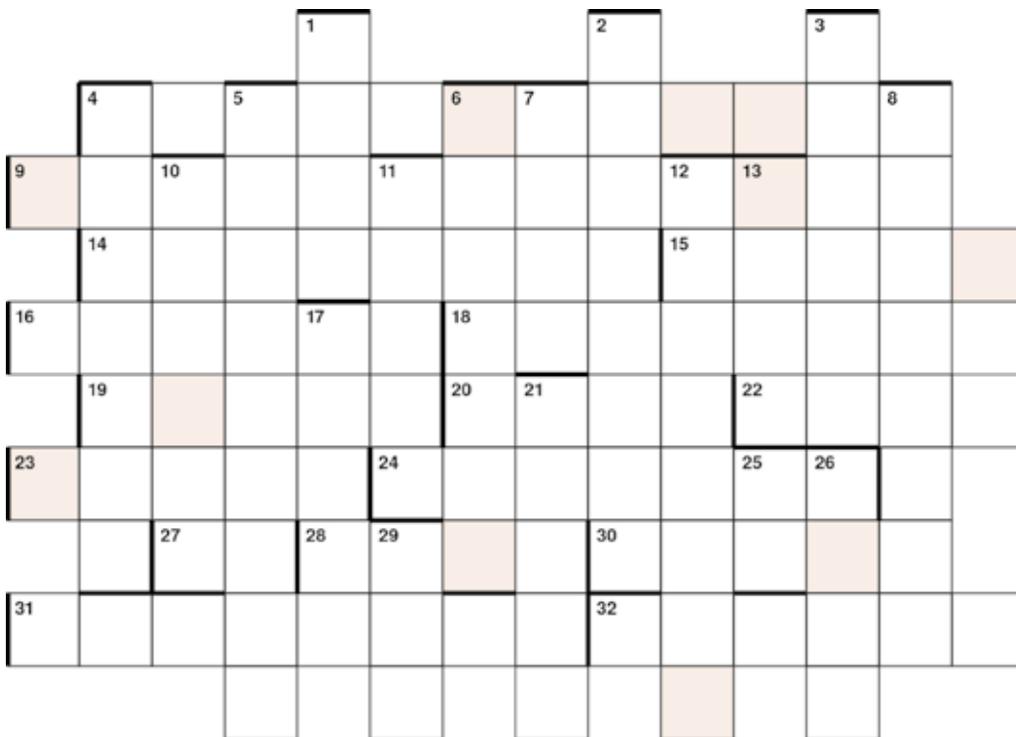
Spannend ist das, weil es eigentlich, zumindest süsserlich, eher Menschen links der Mitte sind, die glücklicher auftreten oder zu wirken scheinen. Als Gründe für diese «Glückslücke» führen die Forscher die sinnstiftende Wirkung von traditionellen Familienwerten oder Religiosität an. Unter Konservativen gibt es mehr Gläubige, möglicherweise leben sie oft in engeren sozialen Netzen, und diese wirken auf ihre Leben bestärkend. Eine andere Erklärung sehen Forscher darin, dass Konservative vielleicht den Status quo besser ertragen. Laut dem *Atlantic*

tendieren Konservative dazu, zu glauben, die Welt sei so, wie sie sein sollte. Sie können soziale Ungleichheiten besser wegrationalisieren, auch seien sie resistenter gegenüber kulturellen Veränderungen wie der Transgender-Bewegung.

Das macht Sinn, aber man kann das freilich auch so interpretieren, dass Konservativen das Schicksal anderer eher egal ist. Linke hingegen würden laut Studienautoren oft darüber nachdenken, warum Dinge nicht richtig sind, warum das Leben mancher Leute nicht so gut ist wie das anderer. «Fängt man einmal damit an, diese Dinge zu hinterfragen, muss man sehr vieles bedenken.» Die Welt schein weniger sinnstiftend für Menschen, die Tradition für unwichtig halten und für die alles jeden Moment ändern könne – und wenn möglich sollte.

Ein Grund könnte meiner Meinung nach auch sein, dass sich viele Linke als Weltverbesserer begreifen und sich bei ihnen Schuldgefühle auf türmen, vom Klimawandel über soziale Ungerechtigkeiten bis hin zur Erbschuld, die man als weisse Person angeblich mit sich herumschleppt; permanente Betroffenheit kann einem Wohlbefinden empfindlich zusetzen. Linken sagt man nach, dass sie generell offener seien für neue Erfahrungen und Ideen als Konservative. Vielleicht stellen die sich ja häufiger als weniger zufriedenstellend heraus als erwartet, was die Linken gedanklich ständig auf die Suche nach neuen Möglichkeiten führt, anstatt das zu geniessen, was sie haben.

Je zufriedener man mit dem Augenblick ist, je weniger Ablenkung alle möglichen Probleme verursachen, desto mehr wirkt es sich wahrscheinlich auf das eigene Wohlbefinden aus. Menschen, die zufrieden mit ihrem Leben sind, haben mehr und besseren Sex. Für die Theorie braucht es eigentlich nicht eine einzige Studie. Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Die Chronometer mit Verbrennungsmotor
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Was wiegt eine siebzig Kilogramm schwere werdende Mutter vermutlich direkt nach der Geburt ihres ersten Kindes? **9** Ribosomen, Lysosomen, WC, Bett und Fenstergitter. **14** Der Emmentaler mit der schwarzen Spinne. **15** Man bringe weisse den Toten oder zu Taufen, der Liebsten die roten, und zwar einen Haufen. **16** Wo im Hinblick auf Gewinne positive Erwartungen auf negative Erwartungswerte treffen. **18** Unbedenklich bis unbedacht und bedenken- bis gedankenlos. **19** Potentiell problematisches Produkt zellulärer Proliferationsprozesse. **20** Ein Mass für Spalten samt Spalten aus dem, was übrig blieb. **22** Doppelkeks in Schwarzweiss, genauer gesagt Schwarz-Weiss-Schwarz. **23** Führt der Hinweg herauf, führt der Herweg dahin. **24** Der schlichte Alfred E. sowie der schlaue John von entstammen dieser offensichtlich unlängst zugezogenen Familie. **27** Kennzeichnet flotte Flitzer als auch für ausgedehnte Ausfahrten geeignet. **28** Nicht «Achtung!», nur Achtung. **30** Gefiedergefütterte Gewebehülle zur Isolation einer Person. **31** Einer, der einen auf «tut, als ob» macht. **32** Unseziert: Trotort, halbiert: hinfort!

Senkrecht — **1** Die Regenbogen-Mann-, -Frau-, -Mannfrau- und -Fraumannschaft. **2** Ist das Kuckucksküken unter Dorngrasmücken und der Zwergpudel im Wolfsrudel. **3** Etwa ein autoritärer Streicher im totalitären Orchester. **4** Eine ausdrücklich ablehnende Vorlage für Abzüge. **5** Das ist – auch bezüglich Frist – das Allerletzte. **6** Er steht jeweils am dritten Sonntag im September zwischen dem Danker und dem Beter. **7** Norges hovedstad. **8** Die kehrt dem Land partout den Rücken zu. **10** Der Wahlspruch ist eindeutig zweideutig Mist. **11** Wird anderswo gern angezapft für seinen schmackhaft süssen Saft. **12** Ein ganz natürlicher Prozess: zumindest wortwörtlich grauenhaft und zudem furchtbar sichtbar. **13** Carpe diem ohne Vernunft, Netz und doppelten Boden. **17** Der Stifter eines Ordens für Friedensstifter. **21** Ob aus Papier oder Plastik, packpraktisch, weil plastisch. **25** Der bündige Staat mit der sündigen Stadt. **26** No __ must be good __ since bad __ travels fast. **29** Dieser Hieb synchronisiert einen gemeinsamen Ruck.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 694



Waagrecht — **3** PI **6** FOLK[LORIS]TEN
11 HUSTEN[BON][BON]: bon = franz. gut, Tussis = Husten **14** TONI Hawk (Skateboarder) oder der Frosties-Tiger **15** STINKEN **16** Die Goldene Palme von CANNES (Filmpreis) **18** ZENIT **19** OHMMETER **22** ZORRO **24** SEA: engl. Meer **25** Iván DUQUE: Präsident Kolumbiens (span. Herzog) **26** TAU **27** INSINUIEREN **28** ENT-SAGEN: Anagramm von «Aengsten» **29** ARTIG

Senkrecht — **1** POSTAMENT **2** BOBS **3** PINIE **4** ISBN (Internationale Standardbuchnummer) **5** PENETRANT **6** FUECHSIN **7** (John F.) KENNEDI **8** [ROT]Z **9** TOKIO-TER **10** NANU **12** TONMASSE **13** NIE-TUNG **17** SEQUEL **20** RUIN **21** LEERE **22** Die rote ZORA und ihre Bande: Roman von Kurt Kläber **23** RUBIN

Lösungswort — **POLITESSEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



COLLECTION

Villeret



JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39
BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80